

Bertold Zähring

DEKA

DENZ

Eine zeitkritische
Streitschrift



Bertold Zähring

Dekadenz

Eine zeitkritische Streitschrift

© 2021 Bertold Zähring
Verfasst im Winter 2020/2021
Ergänzt im März 2021

Einleitung

Was ist dekadent? Ein mit Kaviar gefülltes Schokoladendeis? Die sexuellen Exzesse der alten Römer? Oder der morbide Ästhetizismus des Fin de Siècle? Alles irgendwie. Vor allem dann, wenn es aus Fieber geboren ist. Aus dem Fieber einer siechen Gesellschaft, die dem Tod entgegendämmert und zum letzten Mal das Leben feiert, mit einem Strauss aus süsslich duftenden Sumpfb Blüten. So wie wir. Wir sind es, die kollektiv dem Tod entgegendämmern, denn die schöpferische Kraft der europäischen Kultur ist dem Rausch des Niedergangs gewichen, einem orientierungslosen Taumeln durch das Labyrinth einer entseelten und undurchschaubar gewordenen Welt.

Der deutsche Historiker Oswald Spengler hat diese Entwicklung mit geradezu prophetischem Klarblick vorausgesehen. Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts rüttelte er mit seinem Bestseller «Der Untergang des Abendlandes» die Bildungswelt auf. Gemäss seiner geistesgeschichtlichen Analyse hat die europäische Kultur ihren Zenit überschritten, ist im Stadium einer nüchternen, sterilen, rein auf das Rationale fokussierten «Zivilisation der Grosstadt» gelangt und nun dem Untergang geweiht.

Jede Kultur sei ein lebendiger Organismus mit seinen Lebensphasen, sagt Spengler, mit Wachstum, Blüte und

Frucht, Niedergang und Tod. Das Sterben lasse sich nicht verhindern, sondern höchstens ein wenig hinauszögern.

Was Spengler vor hundert Jahren voraussah und zum Teil auch schon erlebte, ist heute mehr denn je Wirklichkeit: Der Westen wird geprägt von grossen Städten, in denen sich teils überfeinerte, teils überforderte, in jedem Fall aber identitäts- und orientierungslose Massen drängen und nach einer harten Hand rufen. Die Bezeichnung für diesen Zustand ist Dekadenz – Niedergang. Das klassische Abendland, wie wir es kannten, ist nicht mehr, und der brüchige Rest geht derzeit unter.

Anzeichen dieser Dekadenz lassen sich in vielen Lebensbereichen feststellen. In dieser Schrift will ich einige davon sichtbar machen und benennen. Nicht abwägend, nicht zögerlich, sondern in aller Klarheit – deutsch und deutlich.

Bertold Zähring
Im Frühling 2021

Paragraf 1

Die Diktatur der Gerechten

Mein Name ist Bertold Zähring. Ich bin in der Schweiz geboren und aufgewachsen, lebe hier und bin hier berufstätig, habe aber einen starken kulturellen Bezug zu Deutschland, nicht zuletzt wegen deutscher Vorfahren. Ich betrachte den deutschen Sprachraum als geistige Einheit, verbunden durch gemeinsame Sprache und gemeinsame Geschichte. Und gemeinsamen Zeitgeist, gemeinsame Probleme. Deshalb denke ich ganz einfach deutsch – ein bisschen romantisch im Geist des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, unter dessen Hoheit die heutigen drei Nachbarn während Jahrhunderten standen: Deutschland, Österreich, die Schweiz.

Mit dem, was es mich hier zu schreiben drängt, gehe ich im persönlichen und beruflichen Umfeld derzeit sehr zurückhaltend um. Ich überlege mir immer zwei- oder sogar dreimal, ob es gerade angezeigt sei, mir zu sehr in die Gesinnungskarten blicken zu lassen. Allein diese Tatsache ist Teil des Problems beziehungsweise Themas, das ich in meiner zeitkritischen Streitschrift abhandeln möchte.

Dieses Thema heisst Dekadenz. Es geht um den Niedergang der westlichen, speziell der mitteleuropäischen Kultur. Nicht mehr sagen und schreiben zu dürfen, was man denkt, ist eines von vielen Anzeichen unserer Dekadenz.

denz – einer tiefgreifenden gesellschaftlichen Erkrankung, die früher oder später zum Verfall führen muss.

Wer anders denkt als jene, die derzeit den Diskurs bestimmen, schwimmt gegen den Mainstream, den Hauptstrom also. «Aber wir haben doch gar keinen Mainstream! Was faselst du da. Du darfst dich doch jederzeit frei äussern.» So tönt es, wenn ich das Thema anspreche. Es tönt so giftig, dass ich jeweils sofort merke: Aufgepasst! Hier hast du es mit Jüngern ebendieses Mainstreams zu tun. Dagegen kommt einer allein nicht an. Aber es ändert nichts daran: Es gibt ihn, diesen Mainstream, diese Gleichschaltung der Gesinnungen zu einer einzigen weltumarmenden Pseudoreligion der Tugendhaften. Zu einer Ideologie, die man nicht antasten darf, nicht einmal anhauchen, sonst stellen einen die Gralshüter der noblen Gesinnung an den Pranger. Wenn sie einem nicht gleich den Schädel einschlagen. Auch das gehört mitunter zu ihren Methoden.

Lasst uns diesen Mainstream klar benennen. Er kommt aus dem urbanen Justemilieu. Er ist links. Er ist die abgehobene, weltfremde und anmassend moralisierende Ideologie der Gerechten. Der linken Gerechten. Jener, die ganz genau wissen, wer auf der guten und wer auf der schlechten Seite steht. Sie auf der guten, alle anderen auf der schlechten. Selbstverständlich und ohne Ausnahme.

So erlebe ich das als Mittfünfziger zum ersten Mal. Ich bin in einer Zeit sozialisiert und politisiert worden, als

links und rechts zwei politische Haltungen waren, die sich zwar bekämpften, gleichzeitig aber respektierten. Die sich nichts schenkten, die hart, aber fair und auf Augenhöhe mit Argumenten fochten, auf dass das bessere Argument obsiege. Danach ging man zusammen ein Bier trinken.

Heute sind wir davon weit entfernt. Heute gewinnt nicht mehr das Argument, sondern die Moral. Eine radikale Moral. Eine Keulenmoral beziehungsweise Moralkeule, die von linker Hand geschwungen wird. Unterdessen so durchschlagend, dass Andersdenkende – zum Teil sogar aus der linken Ecke selbst – den Kopf einziehen und sich hinter vorgehaltener Hand scheu zuraunen: «Ich bin zwar anderer Meinung, aber das darf man ja heute nicht mehr sagen.»

Wo die gute Gesinnung zu Hause ist, zeigt sich besonders eindrücklich im Klang, den die politischen Begriffe links und rechts unterdessen haben. Wer von sich sagt, er sei «links», kann es sich wie einen Orden an die Brust heften. Es klingt nach Fortschritt, Solidarität, Fürsorge, Kulturfreundlichkeit, guter Welt. Wer von sich öffentlich sagt, er sei «rechts», muss sich warm anziehen. Ein Rechter! Welch böses, abscheuliches Wort! Das hat im besseren Fall den Geruch von rückständig und ewiggestrig, im schlimmeren Fall von Rechtsextremismus und Nazi. Bereits sind wir so weit, dass sich Leute rechts der Mitte einer verschleiernden Eigenbezeichnung befleißigen

müssen: Verschämt outen sie sich als «Bürgerliche», lieber noch als «liberale Bürgerliche», um den linken Schwertern der Gerechtigkeit nur ja nicht zu viel Angriffsfläche zu bieten. Im Schutz meiner Schreibstube gestehe ich freimütig: Ich habe mich in vielen Fragen nach rechts bewegt – rechts im Sinn von bürgerlich und konservativ.

Wie Leute, die sich zu dieser Einstellung bekennen, systematisch und mit geballter Kraft ins Abseits gestellt und isoliert werden, zeigt das Beispiel des Schweizer Politsatirikers Andreas Thiel. Im Dezember 2014 erklärte er an der Fernsehsendung «Schawinski», dass der Islam seiner Meinung nach im Kern eine kriegerische Religion und schwer zu reformieren sei. Zu diesem Schluss komme er, nachdem er den Koran gelesen habe.

Daraufhin verlor der Moderator Roger Schawinski die Fassung, Thiel blieb gelassen und im Übrigen bei seiner Meinung. Das sollte ihm aber schlecht bekommen: Im Nachgang seines TV-Auftritts wurde er zum Opfer einer moralischen Säuberungsaktion. Das linksdominierte Kulturestablishment boykottierte ihn, er bekam keine Auftritte mehr und musste seine Bühnentätigkeit dauerhaft einstellen.

Besonders bemerkenswert ist dieses Vorgehen ausgerechnet in Kreisen, in denen es eigentlich Standard ist, Religion als Ursache allen Übels dieser Welt zu brandmarken. Konsequenterweise hätte man Thiel für seine

religionskritischen Äusserungen also applaudieren müssen. In diesem speziellen Fall sprang man für einmal aber gerne über seinen eigenen Schatten. Absichtlich missdeutete man Thiels Feststellungen als fremdenfeindlich und nahm sie zum Anlass, einen längst Beargwöhnten endlich mundtot zu machen.

Ob Thiels Analyse nun stimmt oder nicht, steht auf einem anderen Blatt. Man sollte aber zumindest darüber diskutieren dürfen, ohne gleich von einem hypermoralischen Tornado zermalmt zu werden.

Das Schicksal der kulturpolitischen Ächtung droht gerade auch dem Schweizer Komiker Marco Rima. Er hat sich während der Corona-Pandemie mehrmals kritisch zu den behördlichen Massnahmen geäussert und ist von einem Mainstream-Medium schliesslich als «König der Verschwörungstheoretiker» gebrandmarkt worden – obwohl sich in seinen Äusserungen weder Irrationales noch Abstruses erkennen lässt. «Verschwörungstheoretiker» ist in diesen Zeiten zu einem bewährten Mittel geworden, um unliebsame Kritiker lächerlich zu machen. Ob Rima nach der Pandemie – so sie denn jemals ein Ende nimmt – wieder wird auftreten können, ist mehr als fraglich.

Woher aber kommt die Vorherrschaft dieses linken Gesinnungsdiktats? Wie kommt es, dass wir dieses Diktat sogar zum Mainstream erheben, zur ethischen und moralischen Leitkultur sozusagen?

Es kommt von tiefgreifenden Umlagerungen in Bildung und Berufswelt. Bauern und Handwerker werden immer seltener, sie sind schon fast Mangelware. Dass man ans Gymnasium geht und dann studiert, hat sich unterdessen auch in ländlichen Regionen etabliert. Das wiederum bedeutet einen Zuwachs an Juristen, Politologen, Ethnologen, Soziologen, Psychologen, Soziopsychologen, Historikern und anderen Geisteswissenschaftlern. Nach Abschluss ihres Studiums gehen sie sehr oft nicht in die Privatwirtschaft; sie bekommen Jobs in Bundes- und Kantonalverwaltungen, in halbstaatlichen Betrieben, in Heimen und medizinischen Einrichtungen, an Hochschulen, Fachhochschulen und der Volksschule, in staatlich subventionierten Medien- und Kulturhäusern, zuweilen auch in der Kirche.

Es sind Menschen, die in sicherer Anstellung arbeiten, die sich keine Gedanken machen müssen, woher ihr Geld kommt. In ihrem Fall kommt es aus dem unerschöpflichen Quell der Steuergelder. Selbstverständlich müssen diese Leute – auch ich gehöre übrigens zur privilegierten Intelligenzija – für ihren Lohn arbeiten, ich behaupte nichts anderes. Aber ihre Lohntüte füllt sich mit verdientem Geld, nicht mit selbst erwirtschaftetem Geld. Das ist ein bedeutender Unterschied.

Jene, die ihr Geld nicht bloss verdienen, sondern erwirtschaften, vom kleinen Handwerker bis zum Inhaber eines international tätigen Grossbetriebs, stehen heute

unter enormem Konkurrenzdruck. Das Ausland produziert billiger. Deshalb muss der einheimische Anbieter besser sein, wenn er schon nicht billiger sein kann. Das ist stressig, frisst einen auf, nimmt einen ganz in Beschlag. Kein Wunder, verabschiedet sich das Unternehmertum immer mehr aus der zeitraubenden Politik und dem öffentlichen Diskurs. Unternehmer müssen ihre Betriebe am Laufen halten, haben keine Zeit für Kommissionsarbeit, keine Zeit für Sessionen und Fraktionssitzungen. «Ach, unsere sperrige, sich selber blockierende Demokratie ist nichts für mich», antwortete einmal ein Unternehmer, als ich ihm sagte, er müsse mit seinen konstruktiven und unkonventionellen Ideen unbedingt in die Politik einsteigen.

Das bedeutet: Jene, deren real erwirtschaftetes Geld unseren Wohlstand begründet – jenen Wohlstand, von dem alle profitieren –, prägen das politische Geschehen immer weniger. Es sind die anderen, die Staatlichen und Halbstaatlichen, die heute den politischen und gesellschaftlichen Ton angeben. Jene, die es sich leisten können, alles durch die Brille der staatlichen Lenkung und der staatlichen Wohlfahrt zu betrachten. Die es sich gerne leisten, mit vollen Händen Geld auszugeben, das ihnen gar nicht gehört. Die im Herzen Studenten geblieben sind, mit den hehren Idealen von weltumspannender Solidarität, kompromissloser Umverteilung, offenen Grenzen, militantem Feminismus und unhinterfragter

Gleichmacherei. Die also, kurz und gut, in der Wolle linksideologisch gefärbt sind, diese Haltung als modern, aufgeschlossen und urban lobpreisen und jede andere Weltsicht, vor allem aber die bewahrende, als rückständig, verschroben und moralisch minderwertig verunglimpfen.

Es handelt sich hierbei um eine mittelständische und immer grösser werdende Bildungsschicht, die sich hervorragend auszudrücken versteht. Es sind Leute, die das Wort beherrschen und wissen, wie man die Klaviatur der Moral bedient, wie man sich die – längst im Mainstream mittreibenden – Medien nutzbar macht und die schmeichelnden Klänge von grenzenloser Solidarität und staatlich gesichertem Wohlergehen in den Köpfen der breiten Masse verankert. Es sind Intellektuelle, die schnell mit dem abwertenden Wort «Kampfbegriff» zur Hand sind, wenn es darum geht, Argumente der Gegenseite zu disqualifizieren. Die sich als Hüter des Gemeinsinns ausgeben, in Wahrheit aber die schlimmsten Individualisten sind, keiner Tradition verpflichtet, keiner Heimat, keiner Geschichte und keinem Glauben – keiner gewachsenen Gemeinschaft also.

Diese heimatlose Studentenmentalität ist salonfähig geworden. Wer nicht mit diesen Neolinken ruft, ist gegen sie. Autofahrer, Verweigerer des Gendersternchens, Fleischesser, Sportschützen, Jäger, Berufsoffiziere, Patrioten, Väter und Mütter mit traditionellem Rollenbild,

Menschen, die der Corona-Pandemie mit etwas mehr Pragmatismus und etwas weniger Hysterie begegnen möchten, Migrationskritiker, Abtreibungsgegner, Befürworter des gesunden Menschenverstands, Bauern, Handwerker, Industrielle und «böse weisse Männer» sind ihre Feinde. Mit Feinden spricht man nicht, man hört sie nicht an, man stellt sie stattdessen in die Schandecke. Weil sie Ansichten vertreten und Dinge tun, die den eigenen Ansichten zuwiderlaufen.

Manchmal wird jedoch der eine und andere Selberdenker, der gegen die vorherrschende Meinung antritt, von breiten Teilen der Bevölkerung gehört und für seinen Mut gelobt. Weil er vielen aus dem Herzen spricht. Das gefällt natürlich den linken Ideologen nicht; bei solchen Gelegenheiten sehen sie ihre Deutungshoheit bedroht. Und fordern von ihren Kritikern ein, was eigentlich sie selber am nötigsten hätten: «Etwas mehr Demut bitte!»

Demut wovor? Vor dem Gott Moral? Vor den Kündern dieser unreflektierten Weichspül-Ideologie? Nein, ich beuge mich nicht (mehr). Eine angeblich demokratische und aufgeklärte Gesellschaft, die das freie Denken und das freie Individuum mit einer selbstgerechten Moral knechtet, ist dekadent.

Paragraf 2

Die Gier nach Neuem

«Lernen ist ein lebenslanger Prozess.» «Bleib in Bewegung.» «Nur nicht rasten und rosten.» «Definiere dich immer mal wieder neu.» «Wechsle ab und zu den Beruf und die Firma.» So lauten die Devisen in der heutigen Arbeitswelt. Klingt dynamisch und frisch, nicht?

Blödsinn. Der Mensch strebt bis zum Anbruch des mittleren Alters nach Neuem, irgendwann ab 40 erlahmt dieser Trieb. Im beginnenden Stadium der Reife genügt ihm zumeist das, was er jetzt kann. Dafür ist er nun bemüht, bestehendes Wissen und Können zu vertiefen. Es drängt ihn nach Vervollkommnung, die nur in der Ruhe zu finden ist. Ich bewundere die Meister der traditionellen japanischen Künste, die mit ganzem Herzen bei dem bleiben, was sie können, um es immer besser zu können, besser zu verstehen, besser zu durchdringen. Kurz – um es zu beherrschen.

Etwas wirklich und gründlich zu beherrschen, ist ein hohes Ziel. Die meisterliche Beherrschung eines Handwerks, eines Berufs, einer Kunst ist kulturelle Vollendung. Statt in Vollendung leben wir heute aber in Verblendung: im Takt des Neuen, der jeden Tag, jede Woche und jedes Jahr gnadenlos auf uns einhämmert. Neues lernen, Neues handhaben, Neues beherrschen, Neues herstellen, Neues besitzen!

Im Mittelalter wurde alles Neue zuerst einmal beargwöhnt. Denn Neues bringt Veränderung, und Veränderung birgt den Keim der Umwälzung in sich, hebt irgendwann das Bestehende und Bewährte aus den Angeln. Die bestehende Ordnung wurde einst als gottgegeben betrachtet; wer daran rüttelte, konnte nach damaliger Vorstellung nichts Gutes im Schild führen und stand womöglich mit dem Teufel im Bund.

Erst mit der Renaissance wurde die menschliche Lust auf Neues wieder salonfähig. Die vergessenen Wissenschaften der Antike feierten Auferstehung, der Forschergeist erstarkte. Wer forscht, der findet – und was er findet, ist neu. Das Neue führte zu technischen Entwicklungen, die Entwicklungen förderten den Wohlstand, der Wohlstand wirkte sich positiv auf die allgemeine Bildung aus, die allgemeine Bildung führte zu mehr Erkenntnissen, zu mehr Technik, zu mehr Wohlstand.

Im 18. und 19. Jahrhundert konnte der Mensch mit dem Tempo, in dem sich die Wissenschaften und die Technik entwickelten, noch Schritt halten. Man hatte Zeit, sich auf das Neue einzustellen und einzulassen. Man wuchs mit dem, was man sich an Neuem erschloss, und daraus konnte in aller Ruhe wiederum Neues wachsen. Der Fortschritt verlief organisch im Schrittempo des Menschen.

Heute sind wir davon weit entfernt. Die technologische Entwicklung der Menschheit wuchert exponentiell. Wir kommen längst nicht mehr mit. Wir werden überflutet

und überreizt. Um in der Flut nicht unterzugehen, reden wir uns ein, das Neue sei ein Segen. «Neu, neu, neu!», lautet der bacchantische Ruf der Gegenwart. Neue Erkenntnisse, neue Erzeugnisse, neuer Partner, neue Ausbildung, neuer Wohnort. Und reisen, reisen, reisen. Immer neue Horizonte, neue Länder, neue Städte, neue Strände. Neu, neu, neu! Nur nicht rasten, nur nicht rosten.

In Urzeiten war die Neugier nützlich. Sie trieb den Menschen dazu an, seine Umwelt zu erkunden und Hilfsmittel zum Überleben zu finden. Denn wer nicht stark ist, muss schlau sein. Heute ist die einst gesunde Neugier zur ungesunden Gier nach Neuem verkommen. Zu einer Gier, die wir längst nicht mehr kontrollieren. Sie kontrolliert uns. Sie macht uns krank, konfus und oberflächlich. Und unter der dynamischen Oberfläche nimmt die Zersetzung ihren Lauf, bis der Lack bröckelt und sie offen zutage tritt, die blass lächelnde, mit umnachteten Augen ins Leere starrende Fratze der Dekadenz.

Paragraf 3

Der Natur entfremdet

«Und du – welches Essen magst du am liebsten?», fragt die Kindergärtnerin. «Hamburger», antwortet Beni. «Ah, Hamburger. Und weisst du auch, wo die herkommen?», fragt die Kindergärtnerin. Darauf Beni, ohne eine Sekunde zu zögern: «Die wachsen an den Bäumen.»

Dieser Dialog ist kein Witz, er hat sich vor zwölf Jahren im Kindergarten in unserem Quartier so zugetragen. Beni wollte nicht witzig oder frech sein, er wusste es tatsächlich nicht besser.

Damit ist er nicht allein. Viele, sehr viele Kinder wissen es nicht besser. Als mein Vater vor fünfzig Jahren – damals war ich noch ein kleiner Junge – sagte, es gebe Kinder in Paris und Berlin, die nicht wüssten, dass die Milch in ihrer Tasse von den Kühen stamme und auch noch nie eine Kuh gesehen hätten, war ich perplex. «Das kann doch nicht sein», sagte ich, der ich in einer kleinen, aber kulturell und bildungsmässig sehr lebendigen Landstadt aufgewachsen bin. «Doch, das stimmt schon», erwiderte mein Vater.

Heute weiss ich, dass es stimmte – und in erschreckendem Ausmass immer noch und immer mehr stimmt. Kinder, aber auch Erwachsene haben von der Landwirtschaft, von Tieren und Pflanzen, von Wald und Wiesen, ganz allgemein von der Natur keine Ahnung mehr. Es ist

ihnen auch egal. Hauptsache, man kann sich bei einer Tüte Chips die neueste Netflix-Serie reinziehen und dazu noch ein wenig auf dem Handy herumtippen. Instagram und Facebook bringen die Berge, das Meer und den Wald ins Haus.

Als Gott der Garten Eden erschuf, zeigte er dem Menschen die Tiere und war neugierig darauf, welche Namen sich sein Lieblingsgeschöpf wohl für all seine Mitgeschöpfe ausdenken würde. Diese Szene hat etwas Rührendes: Der Vater führt sein Kind in die Welt ein, indem er es die Welt benennen lässt. Benennen heisst mitgestalten, und wer mitgestaltet, bettet sich ein. Der Mensch war von Anfang an eingebettet in den Garten Eden, in die Natur, ein Teil von ihr, gleichzeitig ihr Heger und Pfleger.

Die Natur existiert viel, viel länger als der Mensch. Man geht davon aus, dass sich das Leben vor 3,5 Milliarden Jahren zu entwickeln begann. Der Mensch betrat die Bühne erst vor drei Millionen Jahren. Der Lebensraum, in dem er sich bewegt, ist somit rund 1200-mal älter als er. Die Natur hatte Zeit, sich zu entwickeln. Und hat dabei die erstaunlichsten Erfindungen gemacht, vom Libellenflug bis zum menschlichen Gehirn. Sie ist die Mutter des Menschen, seine Lehrmeisterin, seine Lebensgrundlage. Ohne sie geht es nicht.

Das weiss der Mensch in Mitteleuropa aber nicht mehr. Denn er weiss gar nicht mehr, was die Natur überhaupt

ist. Das da draussen halt. Namenlose Bäume, namenlose Tiere, namenlose Wolken.

Noch vor fünfzig Jahren wussten bereits wir Erstklässler, wie man einen Apfel- von einem Birnbaum unterscheidet. Wir kannten den Marienkäfer, den Maikäfer, die Fliege, die Mücke, die Biene, die Wespe und die Libelle. Das Gänseblümchen, das Buschwindröschen und die Schlüsselblume. Die Amsel, den Spatz und den Mäusebussard. Viel mehr noch nicht, aber immerhin. Die heutigen Kinder haben keine Ahnung. Nicht nur wegen der Sprachprobleme, die ihr Migrationshintergrund mit sich bringt. Das Phänomen ist flächendeckend. Es betrifft auch einheimische Kinder, sogar Landkinder, die es eigentlich besser wissen sollten. Auch sie können die Fichte nicht von der Linde unterscheiden. Es kümmert sie nicht, es kümmert auch ihre Eltern nicht.

Eine besorgniserregende Entfremdung von der Natur ist im Gang. Man weiss nicht mehr, was da krabbelt, es ist einfach nur «Iih!» und «Wäääh!». Man hat noch nie einen Regenwurm in die Hand genommen. Man kennt den Wald und seine Geheimnisse nur aus kitschigen Fantasyfilmen. Und hat auch keine echten Gärten mehr. Nur einen pflegeleichten Rasen vor der Terrasse und eine sterile Steinwüste ums Haus herum.

Es gibt nach wie vor Menschen, die sich zuweilen in der Natur aufhalten. Immer öfter sind es aber Menschen, denen es nicht um die Natur als solche, sondern um die

Natur als Kulisse geht. Sie suchen sich – oft in sträflicher Verkennung möglicher Gefahren – den spektakulärsten Berggipfel, den reissendsten Fluss und den wildesten Gletscher aus, um sich mit einer Selbstaufnahme in einer möglichst einzigartigen Landschaft möglichst breitenwirksam für Social Media zu inszenieren. Die Natur wird so zur Bühne des narzisstischen Individuums degradiert.

Wer sich nicht mehr als Teil der Natur begreift, erhebt sich über sie und macht sich selbst zum Mass aller Dinge, zum Herrn aller Dinge, zum Manipulator aller Dinge. Er weiss nicht mehr, dass die Natur stärker ist und es immer bleiben wird. Er hat vergessen, dass sie sein Kompass ist. Deshalb bewegt er sich in eine falsche Richtung. Das wird ihm, das wird der ganzen Gesellschaft auf längere Sicht zum Verhängnis werden.

Ich will damit nicht sagen, dass wir Menschen uns zurück ins Paradies der Jäger und Sammler begeben sollten. Der Mensch war von Anfang an Mitgestalter und Bezähmer der Natur, die sich ihm nicht immer nur in mütterlicher Fürsorge zuneigte, sondern sehr oft auch ihre bedrohlichen und zerstörerischen Seiten zeigte. Die Eingriffe des Menschen hatten bis vor Kurzem aber selten etwas Widernatürliches, sie standen im Einklang mit der Natur.

Nehmen wir als Beispiel die Zucht von Tieren und Blumen: Diese uralte Art der «Genmanipulation» ist natürlich und sanft, weil sie nur das zutage fördert, was in der Natur selbst angelegt ist. Mit der bewährten Methode

der Zucht erschaffen Mensch und Natur gemeinsam Neues, Blumen von wunderbarer Farbenpracht, Getreide mit grossem Ertrag, Früchte von herrlicher Süsse, Tiere mit besonderen Eigenschaften, edle Pferde, starke Rinder, robuste Schafe, vielfältige Hunderassen. Die ethischen Grenzen der natürlichen Zucht sind dort gegeben, wo das Tierwohl gefährdet ist, zum Beispiel bei Schleierschwanzfischen, die so schwere Flossen haben, dass sie kaum schwimmen, und bei Möpsen, die so eingedrückte Gesichter haben, dass sie kaum atmen können. Entsprechend sind solche Züchtungen in manchen Ländern richtigerweise verboten.

Mit der modernen Genmanipulation ist uns jetzt ein Werkzeug in die Hand gegeben, dessen Möglichkeiten, vor allem aber auch dessen Gefahren wir nur ansatzweise ermessen. Der Mensch erkühnt sich, die Bausteine der Natur selber in die Hand zu nehmen, selber Baumeister zu spielen. Das steht ihm nicht zu – vor allem dann nicht, wenn er sich von der Seele der Natur entfernt hat, das Mass, die Grenzen nicht mehr kennt und anerkennt. Der Wunsch, ein Baby mit blauen Augen und goldenen Haaren zu haben, wird bald erfüllbar sein, und die Idee, Tiere mit menschlichen Organen zu züchten und sie als lebende Ersatzteillager zu halten, könnte ebenso bald schaurige Realität werden.

Diese Masslosigkeit macht sogar vor den Grenzen des Lebens nicht halt. Das Leben endet mit dem Tod, das hat

die Natur und deren Schöpfer so bestimmt. Der Mensch kann biologisch im besten Fall 120-jährig werden, dann ist Schluss. Dass wir diese natürliche Grenze nicht mehr anerkennen wollen, ist besorgniserregend. Und dass wir die technologischen Möglichkeiten irgendwann haben werden, unser Leben auf künstlichem Weg ins Unermessliche zu steigern, ist noch besorgniserregender. Nicht auszudenken, wenn des Menschen Leben auf dieser Welt ewig währte. Gott wusste, warum er im Garten Eden sprach: «Seht, der Mensch ist geworden wie wir; er erkennt Gut und Böse. Dass er jetzt nicht die Hand ausstreckt, auch vom Baum des Lebens nimmt, davon ist und ewig lebt!»

Ewiges Leben von Menschenhand ist nicht vorgesehen. Der Mensch ist ein endliches Wesen, zumindest, was sein Dasein hier auf Erden betrifft. Endliches zerbricht am Unendlichen. Das erkennt der entfremdete Mensch aber nicht. Er frönt lieber der Hybris und baut seinen Turm zu Babel, träumt seine transhumanistischen Träume von einem ewigen Leben als Cyborg in einer unverwüstlichen Titanhülle oder als körperloser Datenstrom im Weltnetz.

Auch sonst stellt sich der Mensch immer mehr gegen die Natur, statt mit ihr zu gehen und sich in ihrem Geist weiterzuentwickeln. Gegen mass- und sinnvolle kosmetische Eingriffe ist natürlich nichts einzuwenden; krumme Nasen und schiefe Zähne darf man richten, entstellte Gesichter soll man sanieren. Sich vom Chirurgen jedoch

beliebig umgestalten zu lassen, mit Riesenbrüsten, Wespentailen, Mega-Ärschen und implantieren Teufelhörnern – ja, auch das gibt es – ist bizarr und monströs.

Es braucht ja nicht gleich ein chirurgischer Umbau zu sein. Die Abkehr von der Natur zeigt sich auch in alltäglicheren Dingen. Es befremdet mich zutiefst, wenn immer mehr behauptet wird, die Unterschiedlichkeit von Mann und Frau sei im Grunde nicht ein biologisches, sondern ein gesellschaftliches Konstrukt. Mit Verlaub – das ist abgehobener, naturferner Blödsinn.

Bei allem Verständnis und aller Sympathie ist tief in mir drin auch etwas, das befremdet reagiert, wenn homosexuelle oder lesbische Paare Kinder haben wollen und sich diesen Wunsch mithilfe von künstlicher Befruchtung und Leihmutterschaft erfüllen. Ich bin der Letzte, der etwas gegen gleichgeschlechtliche Paare hat. Homosexualität ist eine Spielart der Natur. Sie ist nicht widernatürlich, und überhaupt geht es in jeder Beziehung, egal ob hetero oder homo, um Menschen, die unseren Respekt verdienen. In gleichgeschlechtlichen Beziehungen hat der Wunsch nach Kindern aber keinen natürlichen Boden. Die Natur sieht es in ihrem Bauplan nun einmal nicht vor, und ich sehe nicht ein, warum man dieses Faktum nicht anerkennen sollte. Zumal sich als Alternative ja ohne Weiteres die Adoption anbietet. Im Übrigen hoffe ich, mit meiner konservativen Ansicht in dieser Frage

nicht das Diskriminierungsgesetz zu verletzen; man kann nie sicher sein.

Auch die teure und aufwendige künstliche Befruchtung, die kinderlose und finanziell gut gestellte Heteropaare in Anspruch nehmen, hat das Terrain des Natürlichen verlassen. Und im wahrsten Sinn der Wortes gegen die Natur laufen jene Zeitgenossen, die mit Messgeräten am Handgelenk gehetzt durch den Wald rennen, um ihre genau abgezählten Schritte zu absolvieren, bei optimal eingestellter Pulsfrequenz. Gegen die Natur laufen Kunstschnee auf den Skipisten und Kunstrasen in den Fussballstadien. Und gegen die Natur laufen die illegal arbeitenden Holzfällerkonzerne, die immer tiefer und frevelhafter in die tropischen Wälder eindringen, wo die Zivilisation definitiv nichts verloren hat.

Unsere Gesellschaft ist nicht mehr in die Natur eingebettet. Viele haben das Gespür für die Schönheiten von Wald und Flur verloren, kennen die Tiere und Pflanzen nicht mehr, wissen nicht mehr, dass es nach einer sommerlichen Hitzeperiode vielleicht auch wieder einmal regnen sollte. Sie meiden die Natur, weil sie mit «Dreck» verbunden ist, und haben keine Ahnung, wann und wie man einen Baum pflanzt. Vor allem aber wollen sie nicht akzeptieren, dass einem die Natur auch einmal Grenzen setzt. Eine Gesellschaft, die ihren Bezug zur Natur verloren hat, hat ihren seelischen Boden verloren. Sie ist dekadent.

Paragraf 4

Und er schuf sie als LGBT

«Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau.» So steht es im ersten Kapitel der Bibel. Mit diesem Satz hält die sehr alte und auf noch älteren mündlichen Traditionen beruhende heilige Schrift der Christen eine Tatsache fest, die nicht einmal einer schriftlichen Fixierung bedarf, um überall auf der Welt als Tatsache wahrgenommen zu werden: Den Menschen gibt es als Mann und Frau. So wurde er geschaffen, und so ist er beschaffen. Das ist nicht nur ein theologisches, sondern auch ein biologisches, ein naturwissenschaftliches Faktum. In seltenen Fällen kommen in der Natur auch hermaphroditische, also zweigeschlechtliche Menschen vor; ihnen wurde in der Antike besondere Verehrung zuteil.

Mann und Frau aber sind die naturgegebene Regel. Es braucht Mann und Frau, um Kinder zu kriegen. Mann und Frau sind verschieden. Sie haben unterschiedliche körperliche Merkmale, und sie denken, fühlen und handeln unterschiedlich. Gemeinhin wird dem Mann Risikobereitschaft, visionäres Denken, abstraktes Vorstellungsvermögen und dynamisches Handeln zugesprochen, während man das Behütende, Fürsorgliche, die verspielte Fantasie und die Gabe zur sozialen Vernetzung vor allem bei den Frauen sucht. Der Mann will stark sein, die Frau

schön. Der Mann gefällt sich als einsamer Wolf, die Frau versteht sich als soziales Wesen.

Klischees, Klischees – die im Grossen und Ganzen sogar ein bisschen stimmen. Im Einzelnen natürlich nicht. Es gibt auch viele Männer mit lebhafter Fantasie und einem Faible für das Märchenhafte, als bekannte Beispiele mögen der deutsche Schriftsteller E.T.A. Hoffmann und der russische Komponist Peter Tschaikowsky dienen. Und es gibt Frauen mit Visionen und bewundernswertem Durchsetzungsvermögen. Die russische Zarin Katharina die Grosse und die österreichische Kaiserin Maria Theresia waren Herrscherinnen von Format, und die machtbewusste Elisabeth I. von England baute ihr Land mit klugem Sinn und harter Hand zur Weltmacht aus. Auch heute bewähren sich Frauen auf der grossen Bühne von Politik und internationaler Finanzwirtschaft: Ursula von der Leyen, Christine Lagarde, Karin Keller-Sutter und andere mehr.

Ich bin weit davon entfernt, den Mann als Jäger des Geldes und die Frau als Hüterin von Heim und Herd zu definieren. Dennoch bin ich der Ansicht, dass Mann und Frau verschieden sind, weil es die Natur so bestimmt hat, verschieden in Körper und Geist. Ein Mann sieht anders aus als eine Frau, und ein Mann tickt anders als eine Frau. Ist das so schwer zu verstehen und zu akzeptieren?

Ist es offenbar. Der Dualismus von Mann und Frau sei eine rein anerzogene Angelegenheit, bekommt man im-

mer öfter von militanten Feministinnen (und noch militanteren Feministen, auch die gibt es) zu hören. Kaum erblicke man als Mädchen das Licht der Welt, werde man auch schon in ein soziales Korsett gezwängt und zur Frau erzogen. Und zum Mann, wenn man als Knabe geboren werde. Dabei könne man doch ebenso gut mit einer Vulva zur Welt kommen und zum Mann heranwachsen, wenn es einem so gefalle. Und analog zu einer Frau mit einem Penis. Alles ganz normal – wenn nur die gesellschaftlichen Zwänge nicht wären.

Da wird schwadroniert von «toxischen» Geschlechterrollen, davon, dass das Geschlecht ein «Konstrukt» sei und man von einem Akt der Gewalt sprechen müsse, wenn Eltern ihr Neugeborenes entweder als Bub oder als Mädchen identifizierten und ihm einen entsprechenden Namen gäben. Das Kind solle frühestens im Alter von acht Jahren selbst entscheiden, ob es sich als Bub oder als Mädchen fühle.

Welch weltfremde, abgehobene Theorie! Ein Bub ist ein Bub, ein Mädchen ein Mädchen. Während Jahrmillionen haben es die Menschen auf den ersten Blick erkannt und anerkannt. Und Mädchen folgerichtig zur Frau, Buben ebenso folgerichtig zum Mann erzogen. Eine Erziehung im Einklang mit der Natur, nicht gegen die Natur. Aber klar – wenn die von einem aggressiven Feminismus seelisch kastrierten Väter heute nicht mehr wissen, was eigentlich ein Mann ist, kann man auch nicht

erwarten, dass sich die Jungs an einer kraftvollen Vaterfigur orientieren können.

Es ist unbestritten, dass es Menschen gibt, die sich im falschen Körper geboren fühlen. Und unbestritten, dass sie leiden, oftmals schwer. Dass man solchen Menschen heute psychologisch, medizinisch und chirurgisch helfen kann, ist ein Segen. Verwunderlich ist allerdings, dass solche Identitätskrisen in letzter Zeit flächenbrandartig zunehmen. Kaum jemand, der nicht in der Verwandtschaft oder Bekanntschaft jemanden hätte, der ursprünglich Peter hiess und sich jetzt Petra nennt. Oder als Paula zur Welt kam und nun als Paul weiterlebt. Von solchen Verwandlungen liest man immer öfter, und sie werden medial gefeiert wie eine kulturelle Errungenschaft.

Transsexualität nennt man dieses Phänomen, auch Transidentität. Zusätzlich gibt es die Genderfluiden, die sich manchmal als Mann, dann wieder als Frau definieren. Transsexuelle können auch homosexuell sein – etwa in einem Männerkörper leben, weiblich empfinden und sich zu Frauen hingezogen fühlen. Ein so beschaffener «Mann» würde also in der Öffentlichkeit mit einer Frau an seiner Seite nicht auffallen; in Tat und Wahrheit wäre er aber gar kein Mann, sondern eine Lesbe in männlicher Gestalt.

Noch einmal: Es liebt mir fern, mich über tragische Einzelschicksale lustig zu machen, und es ist völlig in Ordnung, solchen Menschen mit allen Mitteln zu helfen,

die der Fortschritt für sie bereithält. Was mich befremdet, ist die fast modehafte Zunahme dieses Phänomens und der Kult, der damit betrieben wird. So viele transidente Menschen kann es natürlicherweise gar nicht geben, wie sie derzeit von einer orientierungslosen, höchst individualisierten und freiheitlich überzüchteten Gesellschaft hervorgebracht werden.

Ich selber kann mit dieser Zeiterscheinung nichts anfangen. Was die Welt vorantreibt und am Laufen hält, ist der Eros, das ewige Knistern zwischen Mann und Frau. Eine gute, eine beglückende Sache – vielleicht gerade, weil sie so einfach ist. In eine Frau kann ich mich verlieben, eine Frau kann ich begehren. Wie aber soll es zwischen mir und einer Person funken, die transident-genderfluid-bisexuell ist, mit Option auf weitere Varianten? Das scheint mir gerade ein bisschen viel verlangt für jemanden, der selber nicht zur LGBT-Community – pardon, LGBT+-Community – pardon, LGBTQ-Community – pardon, LGBTQ*-Community – pardon, LGBTIQ-Community gehört.

Eine Gesellschaft, die eine der wichtigsten Konstanten und Triebfedern in ihrem Gefüge, nämlich die wunderbare Dualität Mann-Frau, im Namen einer entgrenzten Selbstgestaltung zu einem neuen Ideal der überfeinerten und richtungslosen Vielgeschlechtlichkeit umformt, ist dekadent.

Paragraf 5

Lasst uns die Erde rösten

Man müsste meinen, dass ich aufgrund meiner konservativen Gesinnung zu jenen gehöre, die den Klimawandel entweder kleinreden oder schlichtweg leugnen. Falsch gemeint – zu den Klimaskeptikern gehöre ich nicht. Im Gegenteil. Wer wie ich an den Vorgängen in der Natur interessiert ist, kann gar nicht anders, als sich um die Umwelt und deren stetige Aufheizung Sorgen zu machen.

Es ist schlicht unmöglich, nach all den mediterranen Jahren und Jahrzehnten nördlich der Alpen immer noch zu behaupten, es gebe keinen Klimawandel. Das haben unterdessen auch die unbeugsamsten Realitätsverweigerer gemerkt, deshalb sind sie nun auf eine andere Sprachregelung ausgewichen: Ja, räumen sie widerwillig ein, es ist ansatzweise eine Art Klimaveränderung im Gang – aber daran ist selbstverständlich nicht der Mensch schuld. Es handle sich hier um einen natürlichen Vorgang. Erwärmungen des Klimas habe es schon immer gegeben, das sei geologisch und historisch erwiesen. Wozu also die Aufregung? Das sommerliche Wetter im Frühling sei doch herrlich, das heiße Wüstenklima im Sommer ebenso. Dass sommers auch in der Schweiz, dem Wasserschloss Europas, das Wasser künftig knapp werden könnte, sei schlicht unvorstellbar.

Nun gut – man braucht nicht viel Fantasie zu haben, um es sich eben doch vorstellen zu können. In den trockenen Rekordsommern der letzten Jahre ist das Wasser an manchen Orten bereits erschreckend knapp geworden. Wenn nach einer zweimonatigen Hitzeperiode die Pflanzen sogar in den Wäldern zu welken beginnen, schrillen bei mir die Alarmglocken. Vor allem, wenn sich solche Vorkommnisse stetig wiederholen. Von wegen herrlichem Ferienwetter. Es ist Katastrophenwetter.

Natürlich würde es unser Gewissen entlasten, wenn wir die Ursache des Klimawandels auf Schwankungen der Sonnenaktivität und andere natürliche Faktoren zurückführen könnten. Das funktioniert aber leider nicht. Die aktuelle Erderwärmung lässt sich nur plausibel erklären, wenn man die durch den Menschen verursachte Emission von Kohlendioxid mit einbezieht. Die Industrialisierung der westlichen Gesellschaft hat am Klimawandel einen entscheidenden Anteil. Wenn wir diese eindeutige Erkenntnis der weltweiten Forschung nicht anerkennen und die Hände weiterhin trotzig in den Schoss legen, ist es irgendwann zu spät. Dann geht die Welt zugrunde.

Ja, ihr habt richtig gelesen: Die Forschungsergebnisse sind eindeutig. Und nein, die meisten Klimaforscher sind keine korrupten Alarmisten, die mit «Ökodiktatoren» unter einer Decke stecken. Woher sollten die angeblichen Ökodiktatoren auch das Geld nehmen, um Wissenschaftler zu kaufen? Die Kaufkraft liegt nicht aufseiten

der Mahner, sondern aufseiten der Erdöllobby, jener Akteure also, die ein vitales Interesse daran haben, die Auswirkungen von fossilen Brennstoffen auf das Klima herunterzuspielen. Bemerkenswert ist, dass es auf der ganzen Welt keine einzige unabhängige Forschungsstätte gibt, die den menschengemachten Klimawandel grundsätzlich anzweifelt. Differenzen gibt es nur in Detailfragen. Das muss uns zu denken geben. Und zum Handeln bringen – nein, zwingen.

Deswegen in Panik zu geraten, wie es die Klimaaktivistin Greta Thunberg fordert, ist nicht nötig. Angst ist ein schlechter Ratgeber, Panik ein noch schlechterer. Wir müssen aber erwachen. Und aktiv werden. Alle zusammen. Klimaschutz ist keine rein linke Angelegenheit. Sie gehört vor allem auch in die Hände der konservativen Kräfte. Wir, die Konservativen, sind es doch in erster Linie, die Bewährtes bewahren wollen, oder nicht? Was hält uns eigentlich so nachhaltig davon ab, die Natur als bewährteste aller bewährten Währungen schützen, also bewahren zu wollen? Blindheit? Sturheit? Bequemlichkeit? Die Angst, unseren auf Erdöl und Kohle basierenden Wohlstand zu gefährden? Unlust, in der Klimafrage mit den Linken und Grünen gemeinsame Sache zu machen? Wenn wir die Natur verlieren, ist alles verloren.

Wie nennt man eine Gesellschaft, die ausgelassen feiert, obwohl ihr der Boden unter den Füßen wegbricht?

Optimistisch? Mutig? Heldenhaft? Nein – man nennt sie dekadent.

Nachtrag 1. Die Wetterregel zum Siebenschläfertag am 27. Juni lautet: «Ist der Siebenschläfer nass, regnet's ohne Unterlass.» Diese Regel bestätigt sich heuer besonders eindrücklich. Es regnet. Es giesst. Es giesst in überdurchschnittlichem Ausmass. Dieser Sommer, der Sommer 2021, ist bei uns in der Schweiz seit Wochen ein kühler Regensommer. Und schon frohlocken die Klimaskeptiker: Seht her, es ist kühl und regnet, wo bleibt denn euer Klimawandel?

Allerdings sollte es unterdessen auch im unbelehrbarsten Kopf angekommen sein: Es sind nicht einzelne Wetterereignisse oder einzelne Wetterperioden, die den Klimawandel sichtbar machen. Es sind die Tabellen und die Kurven, die seit Jahren und Jahrzehnten nachgeführt werden. Und diese zeigen nun einmal in aller Deutlichkeit und Augenfälligkeit eine Erwärmung des Klimas. Daran ändert auch ein einzelner Regensommer nichts.

Und übrigens: Diese Niederschläge, die wir im Moment haben, sind nicht normal. Auch früher schon gab es verregnete Sommer. Aber nicht mit Niederschlägen, bei denen sich innert weniger Minuten das Kontingent einer ganzen Woche über das Land ergiesst. Die aktuellen Niederschläge haben tropischen Charakter und sind ebenfalls ein Indiz für den Klimawandel – während in Kanada,

bekanntlich ein nördliches und daher eher kühles Land, schon seit Wochen irre Temperaturen zwischen 40 bis knapp 50 Grad herrschen.

Solche Ereignisse – sowohl unser Dauerregen als auch die kanadische Dauerhitze – sind im Moment noch Einzelereignisse. Solche Wetterextreme hat es früher auch schon gegeben. Aber nicht unbedingt in dieser langen Dauer und krassen Heftigkeit. Zudem werden sie in Zukunft häufiger. Und häufiger. Und nochmals häufiger. Darauf würde ich jederzeit wetten.

Nachtrag 2. Ursache des Klimawandels, falls es ihn denn überhaupt gebe, sei keinesfalls das vom Menschen emittierte CO₂, sondern eine wissenschaftlich noch zu wenig verstandene Laune von Mutter Natur: An dieser längst widerlegten Erzählung halten jene, die nichts von einer drohenden menschengemachten Katastrophe wissen wollen, beharrlich fest, wie ich oben bereits geschrieben habe. Offenbar schläft es sich im Wissen, dass die Welt zwar zu Tode geröstet wird, aber der Mensch daran wenigstens nicht schuld ist, besser.

Ist aber wirklich das Kohlendioxid der leidige Teufel, der unsere Erde brät? Neulich habe ich mit einem Naturwissenschaftler gesprochen, der meine eigene CO₂-Fixiertheit ein wenig aufgeweicht hat. So klar sei die Sache nämlich nicht, sagte er. Die Ursachen des Klimawandels würden noch nicht umfassend verstanden, immer

wieder komme es zu neuen Erkenntnissen, die die bisherigen Erklärungsmodelle relativierten. So hatte mein Gesprächspartner den Vortrag eines Chemikers besucht, der die Hypothese aufstellte, dass es weniger die industriellen Emissionen der Menschheit denn deren Kriege seien, die zur globalen Erwärmung führten. Die grossen und kleineren Kriege des 20. Jahrhunderts hätten, so der Referent, eine ungeheure Menge an Chemikalien freigesetzt, die nun in der Atmosphäre – zusätzlich zum industriell freigesetzten Kohlendioxid – einen sehr effizienten Treibhausschild bildeten.

Eine interessante Hypothese, die aus Sicht der Klimaskeptiker leider einen Mangel hat: Auch sie wäscht den Menschen mit seinen schädlichen Aktivitäten nicht rein. Wie heisst es so treffend in der Bibel? Wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen. Auf heute übertragen heisst das: Wer einen Krieg führt, wird in seiner eigenen chemischen Kriegsscheisse früher oder später ersticken.

Paragraf 6

Sodom und Gomorra

Es war im Jahr 1996 oder 1997, als ein noch junger regionaler Fernsehsender in der Schweiz einen Beitrag ausstrahlte, in dem sich ein Typ vor laufender Kamera in einem Piercing-Studio ohne Betäubung die Eichel mit einer silbernen Niete bestücken liess. Am nächsten Tag kam die Fortsetzung in Form eines unverlangt eingesandten Amateurvideos. Darauf war in verwackelter Qualität zu sehen, wie sich ein offensichtlich gestörter Mensch sein bestes Stück mit Nadeln spickte wie eine Voodoo-Puppe.

Solche Beiträge am ganz normalen Fernsehen begannen sich in den 1990er-Jahren zu etablieren. In Talkshows berichteten Perverse von ihren bizarren Sexualpraktiken, von Geisselungen bis aufs Blut zum Tragen einer Vintage-Gasmaske, von lustvollem Teeren und Federn, von Kot- und Urinspielen, von krassen Demütigungen und horrormässig ausgestalteten Würgeritualen, als wäre das alles ganz normal, in einem Tonfall, als würden sie der interessierten Zuhörerschaft bloss von alten Volksbräuchen berichten. Offenkundige sittliche Defizite wurden als Tugend verkauft. Und die Moderatoren nickten freundlich und stellten ab und zu eine beiläufige Frage. So ganz im Sinne von: Was ist denn schon dabei?

Damals war tatsächlich noch etwas dabei, heute längst nicht mehr. Solche ausgetüftelten Spezialitäten gehören längst zum erotischen Kulturgut der westlichen Welt.

Ich bin nun wahrhaft kein Moralapostel und Sittenwächter. Ich finde das Dionysische, Ekstatische, die befreite Sexualität völlig in Ordnung. Und mache mir auch nichts draus, wenn manche Menschen in dieser Sache einmal über den Strang schlagen, etwa bei einem flotten Dreier oder einem Partnertausch. Nicht, dass ich es ausdrücklich gut fände – aber okay, man kann es so stehen lassen.

Was mich stört, ist die totale Versexung unserer Gesellschaft. Auf jedem zweiten Reklameplakat lächelt uns verbuhlt eine überzüchtete Wollust entgegen, alle zwei Monate drückt sich ein verdächtiger Süßigkeiten-Mann auf Schulwegen herum, Spanner und Exhibitionisten haben Hochkonjunktur, Sexting unter Jugendlichen ist gross in Mode, in Swingerclubs werden Gangbangs zelebriert, Gerichtsverfahren zu innerfamiliärem Kindesmissbrauch scheinen sich zu häufen, immer mal wieder fliegt ein Kinderporno-Ring auf, Sexsucht ist zur Volkskrankheit geworden, und im Internet kursieren offenbar Videos der perversesten Art, über deren Inhalt wir hier lieber nicht sprechen. Jene, die die Videoportale von diesen abgründig schmutzigen Inhalten befreien müssen, tun mir leid. Sie blicken in die Hölle – in eine Hölle, deren Ursprung entfesselte und pervertierte Sexualität ist.

Nun ist es ja nicht so, dass dieses Problem in anderen Zeiten nicht auch bestanden hätte. Vergewaltigung, Kindsmisbrauch, sadistische Praktiken und enthemmte Orgien sind ständige Begleiter der Menschheit. Schon die Bibel berichtet – eher verschämt und angedeutet – über das zügellose Treiben in den Städten Sodom und Gomorra. Und darüber, wie Gott diese Stätten der Wollust zerstörte. Nur ist es heute schlimmer denn je – weil man es in der Nach-Ära der 68er-Revolution als liberal und aufgeklärt betrachtet, in Sachen Sexualität totale Coolness walten zu lassen und den alten Schleier der Scham fallen zu lassen.

Das fängt schon im Kleinen an. Noch in den 1970er-Jahren wäre es niemandem eingefallen, im Hallenbad vor aller Augen nackt zu duschen. Heute ist es selbstverständlich, dass gut gebaute Herren im Beisein kleiner Jungs im Adamskostüm duschen und recht genüsslich besonders lange an ihrem Penis herumseifen. Irgendwie stört mich das, auch wenn man mir nun entgegenhalten mag, ich solle doch nicht so verklemmt denken.

Klar, diese männlichen Nackedeis in der Hallenbaddusche sind nicht wirklich ein sittliches Problem, sie sind nur ein Symptom. Die Enthemmung im Kleinen hat auch im Grossen stattgefunden und durchdringt nun die ganze Gesellschaft.

«Was soll's? Solange niemand zu Schaden kommt, ist es ja egal.» Das höre ich oft. Ich bin aber der Ansicht,

dass Sexualität nicht vergebens mit Scham behaftet ist. Die Scham – ich rede nicht von Verklemmtheit, sondern von Diskretion – ist die von der Natur eingebaute Barriere gegen den Exzess. Und weil diese natürliche Barriere nicht immer funktioniert, haben die Religionen, und zwar interessanterweise fast alle Religionen dieser Welt, zusätzliche Schranken errichtet, Gebote gegen den sexuellen Exzess. Nicht gegen die Sexualität an sich, wohlge-merkt, sondern gegen den Exzess.

«Wozu soll das denn gut sein?», fragen sich heute viele. «Lasst uns einfach die Sau rauslassen, wie es uns gefällt. Unserer Lust darf sich niemand in den Weg stellen. Schliesslich sind wir die Herren unserer selbst.»

Ja, wozu soll es gut sein, der Sexualität Schranken zu setzen? Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten, weil die Antwort im Magischen, Mystischen, Transzendenten liegt. Das klingt für heutige Ohren unverständlich, aber wissenschaftlich und rational lässt sich die Problematik schrankenloser Sexualität nun einmal nicht erklären. Es sind die Religionen, die intuitiv erkennen, wie sehr eine unkontrollierte Triebhaftigkeit das Seelenleben des Einzelnen, aber auch der Gesellschaft zersetzen kann. In manchen Naturvölkern herrscht die Vorstellung, dass die Menschen im Moment der sexuellen Ekstase besonders anfällig für die Macht böser Geister seien. Deshalb müsse man sich vorsehen und diesen Geistern das Tor nicht zu weit öffnen.

Diese Vorstellung bringt es auf den Punkt. Die bösen Geister stehen für die zerstörerische Kraft, die auf seltsame Weise an die Sexualität gekoppelt ist. Diese Geister haben die Macht, die Seelen zu verdunkeln. Sexualität ist ein Geschenk, das man in Freiheit genießen darf. Aber nicht in aller Freiheit. Eine sexuell ausschweifende Gesellschaft versinkt in der Fäulnis der Unsittlichkeit. Sexuelle Libertinage ist ein untrügliches Zeichen der Dekadenz.

Paragraf 7

Unsere tägliche Studie gib uns heute

Als in den 1990er-Jahren Videogames mit gewalttätigen Inhalten aufkamen, zeigten sich Eltern und Erzieher besorgt. Sie vermuteten, dass das Abtauchen in Welten, in denen derjenige gewinnt, der kaltblütig andere um die Ecke bringt, zu mehr Gewalttätigkeit in realen Leben führen könnte.

In liberalen und sich besonders aufgeklärt fühlenden Kreisen wurde man mit solchen Bedenken ausgelacht. Das sei doch Blödsinn. Jugendliche wüssten sehr wohl zu unterscheiden zwischen Spiel und Realität. Im Gegenteil: Das Ausleben aggressiver Triebe im Spiel habe eine reinigende Wirkung.

Mit dieser reinigenden Wirkung war es nicht weit her. Den Indianerspielen, die wir vor fünfzig Jahren als Kinder gespielt hatten, konnte man einen sozialisierenden Effekt allenfalls zusprechen. Das einsame Unterwegssein in virtuellen Welten hingegen, in denen das Töten eines Menschen so einfach und emotionslos geht wie in der Realität das Töten einer Ameise, ist nicht ganz so harmlos. Es zeigte sich in der Folge, dass Jugendliche aggressiver wurden, vermehrt zuschlugen, härter zuschlugen und dies auch noch stolz zelebrierten.

«Studien belegen, dass sich brutale Videospiele negativ auf die Empathie auswirken, vor allem bei jungen, unge-

festigten Menschen; sie haben keine antrainierte Hemmschwelle und reagieren deshalb vermehrt aggressiv», bekam man daraufhin in den Medien sinngemäss von Jugendpsychologen zu hören. Na bravo – was jedem einigermassen aufgeweckten Zeitgenossen mit gesundem Menschenverstand schon längst klar war, musste erst von Studien bestätigt werden, damit es allgemein anerkannt wurde.

Es gibt viel zu viele Studien, und es gibt viel zu viele sinnlose und widersprüchliche Studien. Studien belegten, dass Fett ungesund ist. Spätere Studien belegten, dass man unbedingt wieder Fett essen solle, wenn man sein Sterberisiko um 28 Prozent senken wolle. (Nun ja, gerade in ländlichen Kreisen wusste man das längst und ist keine Sekunde auf die Anti-Fett-Hysterie hereingefallen.) Studien belegten, dass Cholesterin zu Herzinfarkt und Schlaganfall führe. Spätere Studien belegten, dass etwas Cholesterin die Gefahr eines Schlaganfalls sogar reduziere. Aktuelle Studien warnen: Cholesterin sei eben doch schädlich.

Für alles und jedes gibt es unterdessen Studien. Sie erklären uns die Welt, sie sagen uns, was wir tun und lassen sollen. Studien sagen, dass mediterrane Küche besonders gesund sei. Studien sagen, dass es gar nicht die mediterrane Küche sei, sondern das gemeinsame Essen im grossen italienischen oder spanischen Familienkreis, das diese Kost so nachhaltig gesund mache. Studien sa-

gen, dass sich Kinder, mit denen man spricht, besser entwickeln als Kindern, die nie ein Wort zu hören bekommen. (Wäre ein anderes Ergebnis ernstlich zu erwarten gewesen?) Studien sagen, dass es schöne und gross gewachsene Menschen im Leben einfacher haben. (Das wusste ich schon vorher. Sie etwa nicht?) Und Studien sagen, dass Männer besser einparken als Frauen. Studien sind die heiligen Schriften des Wissenschaftsgottes, an den wir glauben. Mehr als glauben können wir nicht, denn im Innersten wissen wir, dass auch die Wissenschaft nicht weiss.

Ich habe nichts gegen Wissenschaft und Studien. Wissenschaft ist eine grossartige kulturelle Errungenschaft, die der Welt viel Gutes bringt, und Studien sind zuweilen ganz nützlich als Entscheidungsgrundlage für Tätigkeitsbereiche aller Art.

Es ist aber fatal, die Welt ausschliesslich mit Studien erklären zu wollen. Denn Studien sind nur so gut wie ihr Setting. Studien sind Momentaufnahmen, und sie können fehlbar sein. Die Menschheit sollte sich stattdessen vermehrt wieder auf ihren Verstand besinnen. Auf den sogenannten «gesunden Menschenverstand». Er hat sich im Lauf der Evolution entwickelt und die Menschen erfolgreich durch die Jahrtausende geführt. Er ist nicht «die Summe aller Vorurteile, die ein Mensch bis zu seinem 18. Lebensjahr gesammelt hat», wie Einstein einmal gesagt

haben soll. Sondern der kollektive Erfahrungsschatz der Gattung Mensch. Man sollte ihn nicht unterschätzen.

Das Problem ist nur: Bei aller Studien- und Wissenschaftsgläubigkeit haben wir es verlernt, Situationen, Risiken, Gefahren und Chancen intuitiv zu beurteilen. Uns ist der gesunde Menschenverstand abhandengekommen. Eine Gesellschaft ohne gesunden Menschenverstand ist dekadent.

Paragraf 8

Leere Kirchen und platte Lehren

Wer war Moses? Fehlanzeige. Was hat Noah so alles erlebt? Fehlanzeige. Was steht in den Zehn Geboten? Fehlanzeige. Wie hiess die Mutter Jesu? Fehlanzeige. War Paulus a.) ein Hardrocker der frühen Siebziger, b.) ein Pionier auf dem Gebiet der Kernspaltung oder c.) ein Apostel? Da müsste ich raten, sorry. Die richtige Antwort lautet: ein Apostel. Du weisst doch, was ein Apostel ist? Fehlanzeige.

Die heutige Gesellschaft Mitteleuropas vom Kind bis zur 45-jährigen Akademikerin hat von der christlichen Religion, dem eigenen spirituellen und kulturellen Erbe, keine Ahnung mehr. Innert zweier Jahrzehnte ist das Wissen um Bibel und Kirche erdrutschartig weggebrochen. Wo früher die biblischen Geschichten und ihre kraftvollen Akteure noch lebendig waren, klafft heute eine breite Wissenslücke und komplette Gleichgültigkeit. Der biblische Analphabetismus ist vollkommen.

Da nun aber der Mensch ein spirituelles Wesen ist und dieses Bedürfnis auf die Dauer nicht unbefriedigt lassen will, sucht er sein Heil in der Astrologie, der Esoterik, der Achtsamkeit – was auch immer das sein mag –, der Meditation, dem Wicca-Kult, dem Druidentum und, sollte das alles nichts bringen, im Satanismus. Oder in einem militant gelebten Atheismus und Kirchenhass, was ja meis-

tens auch religiöse Züge hat. Wie die Ernährungslehre, der Körperkult oder der Gesundheitsfanatismus.

Allen heutigen Ersatzreligionen gemein ist, dass sie nicht auf einem tradierten und verbindlichen Bezugssystem basieren, sondern auf Individualität und persönlichen Zutaten: zum Buddhismus noch ein Schuss Voodoo, zum Okkultismus noch eine Prise Nihilismus.

Eine einst christliche Gesellschaft, die sich vom Christentum – jener Religion, der sie ihre Kultur, ihre Ethik, ihre Geschichte und ungezählte epochale Kunstwerke verdankt – so grundlegend entfremdet hat, ist dekadent.

Die Hüterin des Christentums ist die Kirche. Auf den krassen Bedeutungsverlust, den sie seit mehreren Jahrzehnten erleidet, reagiert sie ungeschickt und unverständlich. Das gilt im deutschen Sprachraum sowohl für die evangelische als auch – in noch etwas geringerem Mass – für die römisch-katholische Kirche. Dass diese beiden Grosskirchen an Boden verlieren, hat mit der seit ungefähr 1700 stattfindenden Entzauberung der Welt zu tun. Die Welt ist nach aufgeklärtem Verständnis erklärbar, und was wir heute nicht verstehen, werden wir bestimmt morgen oder übermorgen verstehen. Das Irrationale, welches das Wesen der Religion ausmacht, findet in diesem Weltbild keinen Platz. Die biblischen Wundergeschichten werden als Märchen abgetan, Gott selbst als Hirngespinnst labiler und ungebildeter Gemüter belächelt.

Deshalb hat sich die evangelische Kirche bereits im 19. Jahrhundert mit der Wissenschaftlichkeit und dem Rationalismus auszusöhnen versucht. Dabei verwässerte sie die christliche Botschaft vom Reich Gottes – eine wunderbare und höchst irrationale Botschaft – zu einem Aufguss ohne Gehalt, Würze und Kraft. Gemütlichkeit, ein bisschen intime Wärme und unverbindliche Erbauung am Kaminfeuer der Sonntagspredigt und des anschließenden Kirchenkaffees war alles, was übrig blieb.

Kein Wunder, kehren sich jene Menschen, die heute im Christentum wieder echte Spiritualität und religiöses Erleben suchen, von dieser kraftlosen Kirche ab. Schade, sehr schade – denn gerade diese Menschen könnten den Kern eines neuen Kirchenvolks bilden und die neuen Hüter der Flamme werden. Denn die anderen, jene, die mit der Bibel, mit den biblischen Gestalten, Geschichten und Wundern, mit der kirchlichen Sprache und der feierlichen Liturgie nichts am Hut haben, suchen ihr Heil eh anderswo. Diese säkularen Zeitgenossen sind längst abgesprungen, um ihren eigenen Göttern zu huldigen, von der Wissenschaft über die Börse bis hin zu Fitness und Konsum.

Was aber unternimmt die Kirche heute, um ihren Bedeutungsverlust zu kompensieren? Dass es mit Dialektgeschichtchen am Gottesdienst und Jodlerkonzerten in der Kirche, aber auch mit hochgelehrten Predigten und zelebrierter Wissenschaftlichkeit nicht getan ist, hat sie

unterdessen erkannt. Statt ihre religiöse Botschaft zu erneuern, das Hauptgewicht auf die Verkündigung des Gottesreiches und die traditionelle Liturgie zu legen, auf Feierlichkeit und Innerlichkeit, betätigt sie sich nun auf einem anderen Feld: auf jenem der Politik.

Zu jedem politischen Geschäft, bei dem es im weitesten Sinn um Solidarität, Ethik und Naturschutz geht, gibt die Kirche neuerdings offizielle Stellungnahmen ab. Ihr Personal, die Pfarrrschaft, beteiligt sich an vordester Front gemeinsam mit meist linken Parteigängern an aktivistischen Kampagnen, verteilt am Bahnhof Flyer mit politischen Parolen und ermahnt das spärliche Publikum auf den Kirchenbänken, die Migration nicht als Bedrohung, sondern unbedingt als Bereicherung anzusehen.

Bei der Abstimmung zur Konzern-Initiative, die Schweizer Firmen zu ethischem Verhalten im Ausland verpflichten wollte, liessen die Leitungsgremien vieler Kirchgemeinden die Kirchtürme mit orangen Bannern behängen. Auf diesen eigentlich für den privaten Gebrauch hergestellten Banderolen stand weithin sichtbar die Ja-Parole. Deutlicher konnte die Kirche ihren Schulterschluss mit linker Parteipolitik nicht zeigen. Dass es an der Basis viele Christen gab, die der Initiative nichts abgewinnen konnten, weil sie sich berechtigterweise fragten, ob das propagierte Regelwerk nicht mehr Schaden anrichten als Nutzen bringen würde, war den

kirchlichen Entscheidungsträgern egal. Hauptsache politisch, Hauptsache links, Hauptsache betroffen.

Die Abstimmung ist vorbei, die Initiative am Ständemehr gescheitert. An meiner Stimme lag es sicher nicht, ich habe nämlich, trotz meiner Zweifel an der Nützlichkeit der Vorlage und trotz meines Ärgers über die kirchliche Einmischung, ein Ja eingelegt. Was zurückbleibt, ist ein tiefer innerkirchlicher Graben zwischen einem kleinen, aber lautstarken Grüppchen von meist urbanen und linken Mitgliedern, die sich tatsächlich eine politische Kirche wünschen – mit einem «prophetischen Wächteramt», wie sie diese politische Lauerstellung pathetisch benennen –, und einer Mehrheit von traditionell denkenden Mitgliedern, die jetzt definitiv gemerkt haben, dass sie gerade keine politische Kirche wollen.

Dieser Konflikt zeigt sich auch bei der Seenotrettung: Das mit Open-Borders-Aktivisten bestückte Schiff, das die Evangelische Kirche in Deutschland im Sommer 2020 aufs Mittelmeer entsandte, um afrikanische Bootsflüchtlinge aufzufinden und nach Europa zu bringen, wird längst nicht von allen europäischen Christen als dringendste Notwendigkeit erachtet. Manche halten der Kirche vor, dass sie mit solchen Aktionen wissentlich und willentlich den Schleppern in die Hände spiele. Dass sie aus ideologischen Motiven heraus die Migration anheize und das Konfliktpotenzial im eigenen Land schüre. See-

notrettung gehöre, sagen die Kritiker, in die Hände der Staaten und nicht in jene der Kirchen.

Für mich ist klar: Ich will keine politische Kirche, und schon gar nicht eine, bei der von Anfang an klar zu sein scheint, dass sie links sein muss. Ich halte es weniger mit unserem Schweizer Reformator Huldrych Zwingli, der die Kirche nicht nur als Heils-, sondern auch als Wohlfahrtsinstitution verstand. Sicher ist sie das auch – aber schon bald wird sie nur noch das sein. Sie entwickelt sich in Riesenschritten zum säkularen Sozialwerk, zum NGO ohne biblische Fundierung – sie arbeitet an ihrer Austauschbarkeit.

Ich halte es mit dem deutschen Reformator Martin Luther, dem es um das Seelenheil ging. Genau darum geht es im Kern, und darum wird es immer gehen. Wer seine Seele mit Gott und der Welt in Einklang bringt, wer im Glauben seine Urangst verliert und innere Ruhe gewinnt, wird auch Früchte tragen, wird wohlütig sein, fair und fürsorglich, wird in dem, was er tut, Augenmass wahren, wird Gott als höhere Ordnung respektieren und seine Nächsten lieben wie sich selbst. Er wird es so weit tun, wie er es vermag, immer aus innerem Antrieb, nicht aus einem Zwang heraus, den ihm seine Kirche in einem politisch-moralischen Geist auferlegt. Zuerst kommt das Seelenheil, dann die gute Tat.

Für die gute Tat ist der Mensch verantwortlich, in Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Gesellschaft. Für das Seelen-

heil ist die Kirche zuständig. Die kranke, darbende Seele lässt sich seit alters mit Spiritualität heilen. Spiritualität ist nicht modern, nicht zeitgeistig, schon gar nicht politisch. Sie ist uralt und ewig. Sie feiert das ganz Andere, das Fremde, Irrrationale, das grosse Geheimnis. Sie feiert Gott. Gott steht für Wunder, Auferstehung, ewiges Leben. Das ist nicht Wissen und Wissenschaft, nicht Rationalität und Triumph der sterilen Vernunft – das ist göttliche Magie. Danach dürsten so viele Menschen. Die Kirche ist dazu da, diesen Durst zu stillen.

Eine Kirche, die ihre eigene Religion verleugnet und sich stattdessen dem Zeitgeist hingibt, ist dekadent.

Paragraf 9

Die Göttin des Unheils

Fiktion. Im Sommer 2019 stand in der Zeitung: «Nächstes Jahr wird ein neues Virus auftauchen. Ein Erreger, der eine Atemwegserkrankung verursacht. Rund 99 Prozent der Angesteckten werden daran milde bis mittelschwer erkranken und normal genesen. Für Einzelne kann es aber gefährlich werden. Deshalb werden die Behörden weltweit verordnen, dass alle Leute zu Hause bleiben. Man wird Theater, Kinos, Restaurants, Läden, Stadien, Kirchen und Schulen schliessen. Man wird Versammlungen verbieten. Man wird andauernd die Hände desinfizieren und Massentests durchführen. Man wird angstvoll in Hygienemasken herumhuschen und sich aus dem Weg gehen. Die Medien werden monatelang über nichts mehr anderes berichten. Am Virus werden sich die Geister und die Gesinnungen scheiden. Die Ansteckungen werden sich zu einer politischen und moralischen Angelegenheit hochschaukeln und die Gesellschaft einer harten Zer-reissprobe aussetzen.»

Natürlich gibt es diesen prophetischen Zeitungsartikel nicht. Zunächst, weil Journalisten keine Propheten sind. Und wären sie es doch, hätten sie sich im Sommer 2019 gehütet, eine derart abstruse, irrationale, unvorstellbare, jedem Augenmass spottende Voraussage in die Welt zu

setzen. Hand aufs Herz – Sie hätten damals über einen solchen Zeitungsartikel auch herzlich gelacht, oder?

Das heisst – vielleicht hätten Sie stattdessen einen leisen Schauer verspürt. In der Vorahnung, dass derlei in unserer weltfremden, naturfernen und angstgetriebenen Gesellschaft durchaus passieren könnte. Ein Jahr später ist es dann ja auch passiert. Wir stecken noch immer mit-tendrin.

Realität. Die Erinnerung ist noch ganz frisch und wird es wohl auch immer bleiben: Anfang 2020 ging die Kunde von einem neuen Virus um die Welt. Von einem Corona-virus, das in China aufgetaucht sei und die Lungenkrankheit Covid-19 verursache, die tödlich enden könne. Man sah am Fernsehen und in Nachrichtenmagazinen Chinesen in Schutzmaske und Schutzkleidung ganze Strassen-züge desinfizieren, und man las, dass die Stadt Wuhan unter Quarantäne stehe.

Au weia – wieder einmal ein Lungenvirus aus Asien, dachte man besorgt. Wenn es nur hübsch zu Hause bleibt. Andere lächelten: Typische chinesische Hysterie. Die Asiaten, die laufen ja schon bei jeder gewöhnlichen Schnupfenwelle in Hygienemasken rum.

Später, nach der üblen Mär, ging auch das üble Virus selbst um die Welt. Und setzte sich überall fest. Auch bei uns in Mitteleuropa, in einer Region, in der schon seit längerem ein ziemlich ungesunder Gesundheitskult be-

trieben wird. Jetzt ging die Hysterie auch bei uns los, denn nun ging es um die eigene Gesundheit. Wir hatten den Chinesen in diesem Punkt plötzlich nichts mehr vorzuwerfen.

Was dabei so alles abging, hat historisches Ausmass. Regierungen verordneten mittelharte bis knallharte Lockdowns, das öffentliche, soziale, kulturelle und wirtschaftliche Leben wurde drastisch heruntergefahren. Spitäler verschoben Wahleingriffe, um gegen den Ansturm von Corona-Patienten gewappnet zu sein, Alte sahen sich in ihren Heimen schlimmer isoliert als im Gefängnis, Läden wurden geschlossen, Stadien geleert, der öffentliche Verkehr ausgedünnt, mutmasslich Angesteckte getestet und in Quarantäne gesteckt.

Die wehrhafte Schweiz bot Sanitätstruppen auf; es war der grösste Aktivdienst seit dem Zweiten Weltkrieg. Die Medien überboten und überbieten sich mit luftschnapper Berichterstattung, mit Zahlen zu den Angesteckten und Verstorbenen, mit Experteninterviews zuhauf, mit besserwisserischen und moralisch tiefenden Kommentaren, mit Tabellen und Spitalreportagen, mit Livetickern zu den wöchentlichen Pressekonferenzen der Gesundheitsbehörden.

Was geschah, nachdem man das virologische Bollwerk errichtet hatte? Die Spitäler mussten Kurzarbeit einführen, weil sie kaum Corona-Patienten hatten und andere nicht behandeln durften. Viele Leute steckten sich mit

dem neuen Virus an und merkten es kaum. Im Sommer wurde die Armee entlassen, ohne zum Einsatz gekommen zu sein. Wer es wagte, öffentlich gegen den Alarmissimus anzutreten, auf den meist recht harmlosen Verlauf der Krankheit hinzuweisen, differenziert zu argumentieren und dosierte Massnahmen zu fordern, bekam reflexartig einen schmerzhaften Stempel aufgedrückt: Corona-Leugner! Und, noch despektierlicher: Covidiot!

Jetzt, da ich diesen Text verfasse, schreiben wir Anfang Januar 2021. Der Tumult dauert an, und Ende ist keines in Sicht. Wer bei alledem immer noch kühlen Kopf bewahrt, staunt ob der gesellschaftlichen Überhitzung und publizistischen Hyperaktivität – und fragt sich, wie es wohl kommen würde, wenn die Gesellschaft mal mit einer echten statt einer herbeigeredeteten Katastrophe konfrontiert wäre. Mit Krieg, einem starken Erdbeben oder einer antibiotikaresistenten Variante des Pesterregers zum Beispiel.

Diese Frage stellt sich völlig zu Recht – spätestens seit man weiss, dass sich dieses neue Coronavirus beziehungsweise die Infektionskrankheit Covid-19 nicht mit der Pest vergleichen lässt, nicht mit Ebola und nicht mit dem Gelbfieber. Diese drei Krankheiten sind echte Killer. Wer sich ansteckt, muss zu 10 bis 90 Prozent mit dem Tod rechnen. Auch die Spanische Grippe 1918/19 war heftig. Manche Ärzte damals verglichen sie mit der Pest. Wer sich hingegen mit Covid-19 ansteckt, darf hoffen,

mit einer Wahrscheinlichkeit von 99,7 Prozent wieder zu gesunden.

Die Letalität – also ein tödlicher Ausgang nach Ansteckung – von Covid-19 liegt nach aktuellen Erkenntnissen etwas unter 0,3 Prozent. Die Letalität der Asiatischen Grippe, die 1957/58 um die Welt ging, wird auf rund 0,4 Prozent geschätzt. Damit war sie sogar noch etwas risikobehafteter als Covid. Während der Asiatischen Grippe und zehn Jahre später während der ebenfalls pandemischen Hongkong-Grippe ging das Leben weiter, als wäre nichts geschehen. Auch damals starben Menschen, auch damals waren die Spitäler voll. Aber niemand sprach gross davon, und Hygienemasken zu tragen, wäre niemandem auch nur im Traum in den Sinn gekommen. Diese Grippe galt damals als Krankheit mit überschaubaren Folgen und einigermaßen kalkulierbarem Risiko; als Krankheit, die nur im allerschlimmsten Fall tödlich endete.

Jüngst fragte ich eine alte Frau vom Land, ob sie sich noch an die Asiatische Grippe erinnere. «Ja, die was heftig», sagte sie. «Aber man hat kaum davon gesprochen. Wir verhielten uns ein bisschen vorsichtiger als bei einer normalen Grippe, das ist alles. Wir gingen da einfach durch.»

Welcher Schweregrad einer Pandemie als schlimm gilt und welcher nicht, ist eine Frage der gesellschaftlichen Befindlichkeit, nicht eine Frage der Statistik. Heute, mit

Covid-19, ist von mentaler Ruhe jedenfalls nichts zu spüren. Am sichtbarsten wird die allgemeine Aufregung bei der kulturfremden Gesichtsverhüllung, die zu vollziehen man seit Herbst 2020 ausserhalb der eigenen vier Wände genötigt ist. Im öffentlichen Verkehr herrschte die Maskenpflicht schon im Sommer. Rasch avancierte die Hygienemaske zum Symbol der Pandemie, auch zum Accessoire der politisch korrekten Gesinnung: Rote und grüne Kandidierende in der Schweizer Kommunalpolitik liessen sich im herbstlichen Wahlkampf auf dem Gruppenbild demonstrativ mit Maske abbilden, um aller Welt zu zeigen, wie konsequent sie sich und vor allem ihre Nächsten vor Ansteckung schützen, wie «solidarisch» sie also gegenüber der Gesellschaft sind. Für dieses Verhalten gibt es im Englischen eine Bezeichnung: virtue signalling, (penetrante) Zurschaustellung der eigenen Tugend, sprich Tugendprotzerei.

Natürlich hätten sich die parteipolitischen Tugendbolde ohne Ansteckungsgefahr genauso gut auch unmaskiert fotografieren lassen können. Der Nutzen der Maske für die breite Öffentlichkeit ist bekanntlich sehr umstritten. Der Frühlings-Lockdown funktionierte auch ohne Maske, während die Ansteckungszahlen jetzt, im beginnenden neuen Jahr, trotz des amtlich verordneten Maskenballs wieder ansteigen. Oder vielleicht gerade wegen der Maskerade. Sie scheint uns in falscher Sicherheit zu wiegen, die heiss geliebte «Maulwindel». Distanz halten,

Ansammlungen meiden und ein bisschen Handhygiene betreiben wäre wohl wirksamer als dieses maskierte Gedränge in Zug, Bus und Tram.

Und jetzt auch noch das: Politiker vor allem aus dem linken Spektrum wollen neuerdings die Schuldfrage diskutiert haben. Sie wollen wissen, wer für all die Toten und all das Leid verantwortlich sei. Ob man nicht die Bundesräte, allen voran den bürgerlichen Finanzminister Ueli Maurer, für ihr zögerliches, wirtschaftsfreundliches Taktieren vor Gottes Richterthron zerren müsste.

Man hört den Ton gut heraus: «Tote, Leid, Schuld.» Dies ist das Vokabular, das sonst in der Berichterstattung über Kriegsverbrechen benutzt wird. Dass man jetzt unsere Krisenmanager, die unter Abwägung aller Dringlichkeiten, Notwendigkeiten und Bedürfnisse versuchen, einen einigermassen verträglichen Mittelweg zu finden und aus guten Gründen vor einem zweiten Lockdown zurückschrecken, wie Kriegsverbrecher behandeln will, setzt der linksideologischen und moralischen Bewirtschaftung der Pandemie die Krone auf. Als hätten jene, die das Volk in dieser Krise lenken müssen, die Krankheit erfunden und böswillig in Umlauf gebracht. Solche Unterstellungen sind nicht nur ehrverletzend und rufschädigend, sie sind im Grundsatz verwerflich.

Auch Journalisten und andere Intellektuelle giften wacker mit und schreiben in ihren selbstgerechten Kommentaren von «Zynismus», wenn Exekutivpolitiker beim

Schnüren ihrer Massnahmenpakete nebst gesundheitlichen auch wirtschaftliche Aspekte einbeziehen. Ihnen sei die Gesundheit offenbar nichts wert. Die Wirtschaftslobby habe sich einmal mehr durchgesetzt. Die Solidarität bleibe auf der Strecke.

Es ist schon fast krankhaft, das Unverständnis vor allem in linken Kreisen für den Zusammenhang von Wirtschaft, Geld, Wohlstand, Wohlfahrt und Gesundheit. Dabei wäre dieser Zusammenhang doch so einfach zu verstehen: Staaten mit einer funktionierenden Wirtschaft können sich auch ein funktionierendes Gesundheitssystem leisten. Wer Geld erwirtschaftet und seinen Betrieb auch während des Pandemiegeschehens so gut wie möglich am Laufen hält, trägt mit seinen Steuerzahlungen dazu bei, dass das Spital um die Ecke ein gutes Spital ist und bleibt. Für dich und für mich. Für alle.

Aber davon wollen die Linken nicht reden. Lieber wollen sie die böse kapitalistische Wirtschaft im Zuge der Pandemie an die Wand fahren (endlich einmal eine günstige Gelegenheit), auf den Stoppknopf des Lebens drücken, den Staat finanziell ausbluten und danach – ja, was denn eigentlich? Eine planwirtschaftliche Kreativgesellschaft auf der Basis eines bedingungslosen Grundeinkommens errichten? Es ist zu befürchten.

Auch schon mal darüber nachgedacht, was es bedeutet, wenn ein Lockdown Hunderte von kleinen und mittleren Betrieben in den Ruin und deren Mitarbeitende ins sozia-

le Elend treibt? In Krankheit, Depression und schlimmstenfalls in den Suizid? Mit diesen Folgen werden wir uns in zwei Jahren befassen, wenn niemand mehr von Ansteckung und Masken spricht. Und wieder wird man Schuldige an den Pranger stellen. Wer wohl diesmal schuld sein wird? Die Linken sicher nicht. Sie werden schon andere Sünder zu finden wissen.

Übrigens: Man zeigte bei Ausbruch der Pandemie empört auf Schweden, weil hier die Aufregung nicht allzu gross war, die Regierung eher milde Massnahmen ergriff und vor allem auf die Eigenverantwortung der Bürgerinnen und Bürger setzte. Die Todeszahlen waren in der Folge etwas höher als in anderen europäischen Ländern, weil man es in Schweden leider versäumt hatte, ein besonderes Augenmerk auf die Altersheime zu richten. Trotzdem – und trotz der aktuellen zweiten Welle – steht das Land immer noch deutlich besser da als manche Länder, die sich für einschneidende Massnahmen entschieden haben, sprich Belgien, Spanien, Italien, Grossbritannien, Frankreich und Tschechien.

Dänemark und Finnland hatten im europaweiten Vergleich die Pandemie zuerst sehr gut im Griff, jetzt plötzlich haben auch sie mit einer zweiten Welle zu kämpfen. Könnte es sein, dass das Virus gerade ein bisschen macht, was es will? Es scheint so. Eine Pandemie ist immer noch ein natürliches Geschehen, das sich nicht zu hundert

Prozent dem Willen des Menschen unterwirft. Mit dieser Einsicht tun wir uns jedoch schwer – sehr schwer.

An dieser Stelle möchte ich in aller Deutlichkeit festhalten: Ich bin kein Covid-Leugner. Nicht einmal ein Skeptiker. Die Krankheit zirkuliert. Und sie kann zu schweren Verläufen führen. Auch zu Todesfällen. In den Spitälern – die generell nicht auf solche Pandemien ausgelegt sind – werden Covid-Kranke gepflegt, mit grossem Einsatz und vielen Überstunden. Ich bin nicht abgestumpft gegen das Sterben und die Trauer der Hinterbliebenen, und ich lobe den Einsatz der Ärzte und Pflegefachleute. Ich hätte auch nichts dagegen, wenn sie mehr verdienen würden. Und ja, verdammt noch mal – ich weiss, dass es auch mich treffen könnte. Ich bin nicht mehr zwanzig. Auch ich bin der Meinung, dass man von dieser Krankheit einigen Respekt haben sollte.

Doch ich bleibe dabei: Covid-19 ist nicht die Pest, noch nicht einmal die Spanische Grippe. Es besteht einfach kein Grund zur Panik. Weltweit sterben ohne das Coronavirus jährlich rund 4,2 Millionen Menschen an einer Lungenentzündung. Niemanden hat das bis jetzt gross gekümmert. Das Leben ging weiter. Im Zusammenhang mit Covid-19 sind innert eines knappen Jahres 2,3-mal weniger Menschen gestorben als an einer Lungenentzündung – sicher auch dank der einen und anderen behördlichen Massnahme. Das zeigt, dass sich die Krankheit mit etwas gutem Willen, ein bisschen Vorsicht und

einer Dosis Verzicht flach halten lässt. Umso mehr, als sie ja vor allem für bestimmte Risikogruppen gefährlich ist. Das macht sie halbwegs berechenbar und würde eigentlich sogar eine differenzierte Strategie ermöglichen, bei der die Schwachen mit adäquaten Massnahmen geschützt würden und die Resistenten von ebendiesen Massnahmen weitgehend verschont blieben. Über solche Konzepte denken unterdessen auch Immunologen, Virologen und Chefärzte nach.

Damit stösst man bei den moralisch gedopten Weltrettern jedoch auf taube Ohren. Lieber schreien sie weiter: «Keine halben Sachen! Das bringt nichts! Solidarität! Es muss besser werden, jedes Menschenleben zählt! Keine Covid-Toten mehr!» Konkret bedeutet das: An einer «gewöhnlichen» Lungenentzündung darf man in Massen sterben, an Hunger auch. Niemand regt sich gross auf. An Covid-19 jedoch, genau an dieser Krankheit darf seltensamerweise gar nicht gestorben werden. Welch eine Doppelmoral!

Warum nur hat man sich an Covid-19 derart festgebissen? Das bleibt ein Rätsel, wie vieles andere an dieser Pandemie auch. Die Fixierung auf das Coronavirus hat schon längst religiöse Züge angenommen: Corona, die moderne Göttin des Unheils.

Eine Möglichkeit, dieses merkwürdige Phänomen zu erklären, liegt in der generellen Angst vor neuartigen Bedrohungen und der überzogenen Erwartungshaltung un-

serer in Watte gepackten westlichen Gesellschaft, deren Mitglieder sich gewohnheitsmässig mittels Jogging, Pilates, Yoga, Moxibustion, Schröpfkuren, Thaimassage, Sauna, Fitnessfolter, Dehnung und Streckung, Vitamintabletten und wissenschaftlich austarierter Ernährung durchs Leben hätscheln. So wird denn bereits in «normalen» Zeiten bei den geringsten Kopfschmerzen unverzüglich der Arzt alarmiert. Wagt dieser die saloppe Diagnose, es handle sich lediglich um etwas Föhn-Kopfweh, und gibt er dann auch noch den ungeheuerlichen Rat, einfach ein Aspirin zu schlucken und den Rest der Natur zu überlassen, erhebt der Patient die Drohstimme: Wolle er, der Hausarzt, wegen Pflichtvergessenheit nicht in Schwierigkeiten geraten, müsse er jetzt aber schleunigst eine Magnetresonanztomografie anordnen, mindestens. Klar, dass eine solche Gesellschaft jetzt, wo es einmal in den eigenen Reihen handfest um Infektion, Fieber und Husten geht, im schlimmsten Fall auch um Pneumonie, den Kopf verliert und das richtige Mass nicht findet.

In Afrika, wo man noch nicht so überfeinert ist wie in Europa, schüttelt man über uns Westler nur den Kopf. Meine Schwester ist Lehrerin und hat unlängst mit einem der beiden Zivildienstlern im Schulhaus geplaudert. Ein Elternteil von ihm stammt aus Burkina Faso. In der Corona-Zeit telefonierte er zweimal mit seinem Onkel, der dort lebt. Ja, sie fürchteten sich auch vor der gefährlichen Krankheit, die gerade die ganze Welt ausser Afrika heim-

suche, berichtete der Onkel beim ersten Telefonat. Beim zweiten Mal sagte er: «Jetzt ist die Krankheit auch bei uns angekommen. Das ist ja eine unglaubliche Hysterie in Europa, Asien und Amerika. In Afrika leben wir schon sehr lange mit Malaria, für uns ist das, was die Welt gerade erlebt, der ganz normale Alltag: Leute werden krank, mal weniger, mal mehr, einige werden schnell gesund, andere langsamer, und wiederum andere sterben. So ist das Leben.»

Von dieser gelassenen Haltung sind wir in Europa weit entfernt. Bei uns richtet es längst nicht mehr die Lebensweisheit, sondern die Technologie. Immerhin – von dieser Seite winkt nun Erlösung: Rechtzeitig zu Weihnachten kam der Messias in Form des Impfstoffs. Frohlocket, der Retter ist da! Halleluja! Bei dieser frohen Botschaft ging ein kollektiver Freudentaumel durch die Gesellschaft wie schon lange nicht mehr in der heiligen Zeit.

Die Impfung ist der zweite Akt im Corona-Spektakel und wird dem ersten Akt an Lärm und Dramatik in nichts nachstehen. Schon jetzt, noch vor dem grossen Anrollen der ersten Impfkampagne, geht das Getöse der ausnahmsweise vereinten linken und neoliberalen Machbarkeitsfanatikern los: «Her mit dem Stoff! Impfen, impfen, impfen! Gebt uns den Impfzwang! Alles durchimpfen, die Hauskatze auch, ebenso die Fische im Aquarium! Subito, denn niemand darf sich mehr anstecken, das Leid muss ein Ende haben!» (Nun ja, eigentlich denkt man

mehr daran, endlich wieder ins Flugzeug steigen, Party machen und Sportanlässe besuchen zu können, nicht unbedingt an das Leid der anderen.)

Die Impfung wird zum säkularen Abendmahl, zum Sakrament der Fortschrittsgläubigen. Wer Bedenken hat, seinen Arm sofort hinzuhalten, weil es sich immerhin um sehr schnell entwickelte Impfstoffe handelt, die noch schneller durch die Prüfbehörden gepaukt wurden, bekommt Arges zu hören: «Verschwörungstheoretiker! Volksschädling! Du hast dein Anrecht auf ein Intensivbett verspielt, solltest du dich als Impfverweigerer mit dem Coronavirus anstecken und schwer erkranken! Impfen ist Bürgerpflicht! Impfen ist eine heilige Verrichtung! Und merke gut: Museen, Sportstadien und Bäckereien wirst du ungeimpft nie, nie mehr betreten dürfen.»

In einer grossen Schweizer Tageszeitung las man in der Ausgabe von Montag, 21. Dezember 2020, bereits im Titel: «Ärzte könnten für Impfschäden haften.» Was impliziert, dass Impfschäden nicht auszuschliessen sind. Und im Artikel selber steht dieser vielsagende Satz: «Besonders ist bei der Covid-Impfung ausserdem, dass es keine verlässlichen Informationen zu unmittelbaren und langfristigen Nebenwirkungen gibt.» Ein zweites Eingeständnis, dass mit unbekanntem Nebenwirkungen zu rechnen ist. Was für Nebenwirkungen? Ein allergischer Schock? Lähmungen? Schwere Erkrankungen des Nervensystems? Unfruchtbarkeit? Oder lediglich ein Hautausschlag, der

nach einem Tag wieder verschwindet? Das wäre durchaus interessant zu wissen.

Zugegeben: Vermutlich ist die Wahrscheinlichkeit von späten Nebenwirkungen eher tief. Wie wär's zum Beispiel mit 0,01 Prozent? Das läge im selben Bereich wie die Wahrscheinlichkeit, dass ein an Covid-19 infizierter Europäer im Alter von 20 bis 29 Jahren an der Krankheit stirbt. Wetten, dass dieselben Pandemie-Hysteriker, die eine solche Fallsterblichkeit als ungeheuerlich hoch bewerten, ein Impfschaden-Risiko von 0,01 Prozent als lächerlich klein abtun würden?

Es gäbe noch viel zu erzählen aus Coronien. Lassen wir es dabei bewenden. Bleibt noch festzuhalten: Ich rebelliere nicht gegen die Massnahmen, die die Behörden verfügen, um die Pandemie einzudämmen. Ich trage sie sogar mit, je nachdem mehr oder weniger überzeugt. Und ich bin auch nicht per se gegen die Impfung. Mass- und sinnvoll eingesetzt, wird sie sicher dafür sorgen, dass Risikogruppen aufatmen können. Unverständlich, enervierend und deprimierend ist jedoch die medial massiv verstärkte Überhitzung, die das Coronavirus in der Öffentlichkeit erzeugt.

Eine moderne und eigentlich gut organisierte Gesellschaft, die nicht in der Lage ist, eine echte von einer scheinbaren Katastrophe zu unterscheiden; die nicht den Klareblick hat, neue Herausforderungen nüchtern zu beurteilen und pragmatisch anzugehen; die allen Ernstes

meint, mit hysterischem Geschrei Seuche und Tod vollständig ausmerzen zu können; die nicht damit umzugehen weiss, dass der Mensch nach wie vor sterblich ist; die Schuldige benennen will für ein natürliches Geschehen; die offenbar keine anderen Vergnügungen kennt, als sich täglich an den neuesten Corona-Sensationen aufzugeilen und in den elektronischen Kommentarspalten der Tageszeitungen besserwisserische Einträge zu verfassen; die einen total kranken Umgang mit einer einigermaßen überschaubaren Krankheit hat – so eine Gesellschaft hat jede Bodenhaftung verloren. Sie ist ohne Orientierung und ohne Halt. Sie ist kopflos. Sie ist dekadent.

Nachtrag 1. Unterdessen befinden wir uns in der zweiten Januarhälfte 2021. Die grossen Impfkampagnen sind weltweit angelaufen. Oben habe ich geschrieben, dass die Covid-Impfung vielen Menschen schon fast als heiliges Sakrament gilt. Diese vor zwei Wochen niedergeschriebene Formulierung war von mir als stilistische Zuspitzung gedacht. Doch heute Morgen traute ich kaum meinen Augen. In meiner Tageszeitung las ich: «In England wird zum Teil auch in Gotteshäusern geimpft. In der Kathedrale von Salisbury spielt der Organist dazu.» Sakraler geht es nicht mehr. Richtige Gottesdienste finden derweil in England vorläufig keine mehr statt.

Nachtrag 2. Und schon schreiben wir Mitte März Anno Domini 2021 – pardon, Mitte März im Jahre 2 der Gottheit Corona, und das von mir vorausgesagte Impfdrama ist im vollen Gang. Jenen, die laut nach dem erlösenden Impfsakrament schreien, geht es zu wenig schnell. Jene, die den Goldenen Schuss nicht als die höchste aller Wonnen betrachten und sich getrauen, dies öffentlich kundzutun, werden verbal als unsolidarische Schandbuben gebrandmarkt und dann sozial gelyncht. Und ein paar politische Irrläufer – es werden unter internationalem Druck allerdings immer mehr – fordern allen Ernstes einen Pass, auf dass jene, die bereits geimpft sind, Privilegien geniessen dürfen: Konzerte, Restaurantbesuch, Sportarena, Auslandsreise, während der ungeimpfte Rest draussen bleibt.

Das Augenmass und die Vernunft haben sich verkrochen. Der gesellschaftsspaltende Wahnsinn greift um sich. Zur Erinnerung: Wie lief es vordem, in normalen Zeiten, schon wieder mit der alljährlichen Grippeimpfung? Gegen die saisonale Influenza, die bekanntlich vor allem bei älteren Menschen tödlich verlaufen kann, liessen sich folgerichtig vor allem ältere Menschen impfen. Der Rest – unter ihnen auch viele Alte – blieb ungeimpft, und alle fanden es völlig in Ordnung. Manche erkrankten – andere nicht. Manche mussten ins Spital – andere nicht. Viele überstanden die Krankheit. Nicht wenige von ihnen brauchten lange, bis sie ganz auskuriert waren.

Manche starben sogar, zumeist Alte. Die Öffentlichkeit erschütterte dies nicht, denn man kannte bis vor anderthalb Jahren eine simple Wahrheit: Menschen sterben. Je älter sie sind, desto grösser wird diese Wahrscheinlichkeit.

Warum wird diese gelassene und im Einklang mit dem unausweichlichen Lauf der Dinge stehende Haltung nun plötzlich bei der Covid-Krankheit, die ein ähnliches Risikomuster aufweist wie die Influenza und von den allermeisten Erkrankten gut oder doch einigermaßen gut überstanden wird, plötzlich aufs Schärfste verdammt? Ich stehe immer noch vor einem grossen Rätsel. Ich kann es mir nicht wirklich erklären, auch wenn ich es weiter oben versucht habe.

«Jedes Menschenleben zählt!», wird einem in moralischer Überhitzung entgegengeschleudert. Ja, jedes Menschenleben hat seinen ganz besonderen und einzigartigen Wert. Wird diese Tatsache aber zu einem radikalen, weltfremden und ideologisch aufgeladenen Kampf frum umgedeutet, wird es problematisch. Denn der scheinhei- lige Slogan hat keinen Respekt vor dem Leben als Gan- zem. Er fordert stattdessen die machbarkeitsgläubige, gnadenlose, totalitäre, geradezu faschistoide «Durchimp- fung» der gesamten Menschheit.

Und was, wenn jemand nicht aus Trotz die Impfung verweigert, sondern ernsthafte Bedenken hat? Immerhin haben wir es hier mit einer völlig neuen Generation von

Impfstoffen zu tun. Sind wir hundertprozentig sicher, dass sich in ein, zwei Jahren nicht doch plötzlich Folgen der Impfung zeigen, an die bisher niemand gedacht hat? Amalgam als Zahnfüllung galt lange als absolut unbedenklich, heute wird es für Demenz mitverantwortlich gemacht. Langzeitfolge eben. Konnte man ja nicht wissen ...

Solche Befürchtungen werden auf Social Media von den missionarischen und aggressiven Impfpropheten, die sich wie Haifische im Meinungsbecken tummeln, innerhalb weniger Sekunden zerrissen: «Whataboutism! Ignorant! Du weißt nicht, wie eine Impfung und das Immunsystem funktionieren!» Zugegeben: Ich weiss es nicht so genau. Aber selbst die Wissenschaft weiss über den Körper und seine höchst komplexen Vorgänge und Reaktionen noch immer viel zu wenig, um sich ihrer Sache so sicher sein zu können, wie sie es im Moment behauptet. Die Geschichte weiss, wie eng wissenschaftlicher Triumph und Irrtum miteinander verbunden sind. Manchmal stellt sich der Irrtum erst dann heraus, wenn es bereits zu spät ist.

Wer kann es einem besonders vorsichtigen und sensiblen Menschen also verdenken, wenn er sich – zumindest vorläufig – nicht impfen lassen will? Aber eben, im Moment gibt es für Ängstliche keine Gnade. Sie werden genötigt, wenn nicht mit dem Gesetz, dann mit der sozialen Guillotine. Die ist wirkungsvoller.

Das aber heisst: Wenn im Zusammenhang mit einem epidemischen Krankheitsgeschehen wirklich «jedes Menschenleben zählt», muss ich mich künftig als asoziales Subjekt, ja als Verbrecher fühlen, wenn ich mir schon nur einen Schnupfen hole. Denn ein Schnupfen kann von mir auf einen alten Menschen überspringen, in diesem geschwächten Wirt eine bakterielle Sekundärinfektion verursachen und zu einer tödlichen Lungenentzündung führen. Ja, derlei ist im ganz normalen Leben bisher vorgekommen. Öfter als man denkt. Aber das Leben ist nicht mehr normal. Sogar der Schnupfen wird seine Unschuld verlieren. Schöne neue Welt, in der das Leben nicht mehr ansteckend sein darf.

Nachtrag 3. Am Samstag haben wir die Uhr auf Sommerzeit gestellt. Ostern 2021 steht vor der Tür. Corona und kein Ende. Laut den pessimistisch stimmenden täglichen Ansteckungszahlen und der noch pessimistischer stimmenden Schwarzmalerei der Experten paddeln wir gerade mitten in die dritte Pandemiewelle hinein. In Brasilien stecken sich Menschen, die die Krankheit bereits einmal überstanden haben, ein zweites und sogar drittes Mal an. Die dortige Mutation des Virus soll sehr ansteckend und aggressiv sein. Viele Kranke sterben, die Krankenhäuser sind überfüllt.

Muss ich mir nun Vorwürfe machen, dass ich diese Krankheit bisher nicht als die ultimative Katastrophe, als

die Mutter aller Seuchen betrachtet habe? Ist sie es letzten Endes vielleicht doch? Und lässt sich das – wirklich tragische – Geschehen in Brasilien eins zu eins auf Europa übertragen?

Wir werden sehen. Wenn das statistisch bisher relativ harmlose Virus nun wirklich weltweit zu einem apokalyptischen Killer mutiert, wird es auch für mich ein böses Erwachen geben. Ich verstehe gut, dass Notfallmediziner und Lungenärzte schon seit Langem vor der Gefährlichkeit der Krankheit warnen. Sie sehen tagtäglich Fälle, das ist ihr Beruf. Wer nichts als schwer Kranke und Patienten mit Langzeitfolgen sieht, kommt zwangsläufig zum Schluss, dass die ganze Welt krank ist. Statistiker zeichnen, zumindest für Europa, nach wie vor ein anderes Bild: das Bild einer ernsten, aber keinesfalls sehr gefährlichen Krankheit. Nichts in der Liga von Ebola, Pest und Cholera.

Und ich? Ich habe jetzt, wie wir alle, ein ganzes Jahr Corona hinter mir. Ich habe ein Jahr lang mit einer Seuche gelebt, die, wie uns die Medien täglich einhämmern, die schlimmste Krankheit seit der Pest im Mittelalter ist. Ich habe einen Bekanntenkreis von vielleicht 200 Menschen. Gerade mal vier von ihnen hatten im vergangenen Jahr Krankheitssymptome. Drei von ihnen gaben an, es sei nicht schlimmer als eine Erkältung gewesen, jemand sagte, er habe ein paar Wochen unter Geschmacksverlust gelitten, weiter nichts.

Somit erlebe in meinem näheren Umfeld eine Krankheit, die sich nicht viel anders verhält als ein Phantom, und gleichzeitig lese ich täglich mit besorgniserregenden Zahlen untermauerte Schreckensmeldungen. Was soll ich nun glauben? Ist Covid-19 die ultimative Seuche oder bloss ein Mittelding, das sich dermassen gut in Schach halten lässt, dass man davon innerhalb eines ganzen Jahres kaum etwas merkt?

Ich habe es bereits einmal geschrieben: Was wir als schlimm empfinden, bestimmen nicht einzelne Virologen, Ethiker oder Politiker, es wird gesellschaftlich ausgehandelt. Im Mittelalter hätte man angesichts der aktuellen Lage nur mit den Schultern gezuckt. Schlimm war es damals erst, wenn ein Viertel der Bevölkerung dahingerafft wurde. Heute ist es schlimm, wenn – wie derzeit bei Corona – ungefähr fünf von zehntausend Menschen an einer Pandemie sterben.

Unsere bedeutend höhere Sensibilität ist ein Zeichen unseres medizinischen Fortschritts und unserer gestiegenen Erwartungshaltung. Daran ist natürlich nichts auszusetzen. Aber: Sind wir noch in der Lage, den fünf Zehntausendstel mit Augenmass zu begegnen? Wollen wir unser Leben von der Angst bestimmen lassen? Oder einigermaßen gelassen bleiben, trotz allem? Das ist hier die Frage – die kollektiv zu beantworten wir im Moment offenkundig ausserstande sind.

Nachtrag 4. In Riesenschritten nähern wir uns dem Mai. Das Covid-Karussell dreht sich munter weiter. Was ich noch vor einem Jahr, kurz nach Ausbruch der Pandemie, für unmöglich gehalten hätte, wird Realität: Bald soll es Konzerte, Lesungen, Filmvorführungen und Sportveranstaltungen nur für Geimpfte und Getestete geben. Ein «Zertifikat» (warum nicht gleich ein implantierter Chip?) soll dafür bürgen, dass du auch wirklich porentief rein, also steril und ganz, ganz, ganz sicher nicht ansteckend bist. Wer solche Aussichten entsetzlich findet und dies öffentlich sagt, wird von der Mainstream-Community an die Wand gestellt und verbal erschossen. So weit sind wir heute. Das haben wir gut hingekriegt, bravo. Und das nur innert eines Jahres.

Obwohl – will ich wirklich noch ins Theater gehen? In den nächsten paar Jahren sicher nicht. Politisch korrektes, rechtschaffen linkes, vorschriftsmässig moralingetränktes Theater wird selbstverständlich nur von «Aluhütern», «Corona-Skeptikern», «Covidioten» und «Impfverweigerern» handeln. Darauf kann ich gut verzichten.

Paragraf 10

Sag mir, wo die Bildung ist

Vor vielleicht zehn, zwölf Jahren betreute ich eine junge Redaktionsvolontärin. Einmal schrieb sie eine Vorschau über eine Theaterproduktion, die in der Zeit des Schweizer Bauernkriegs von 1653 spielte. Das Stück sei im Mittelalter angesiedelt, schrieb sie in ihrem Textentwurf unter anderem. Ich war ein bisschen entsetzt: Seit wann befinden wir uns im barocken Jahr 1653 noch im Mittelalter? Ich griff korrigierend ein, unterwies sie rasch und summarisch über die historischen Epochen Europas, sie wurde ein bisschen rot, dann gaben wir den Artikel frei.

Ein paar Tage später sah ich, dass sie über ihrem Schreibtisch frisch ein Papier angepinnt hatte, das einen Zeitstrahl mit den historischen und kulturgeschichtlichen Epochen zeigte. «Aha, gründlich», dachte ich anerkennend. Sieben Jahre später bekam ich zu diesem Urteil erneut Anlass: Per Zufall erfuhr ich, dass sie nach abgeschlossener Ausbildung zur Journalistin auch noch gleich ein Geschichtsstudium angehängt hatte. Den Fehlgriff mit dem Bauernkrieg wollte sie offenbar besonders nachhaltig ausbügeln...

Nicht alle gehen mit dem Kulturgut «Bildung» so gewissenhaft um. Vielen ist es im Gegenteil herzlich egal. Bildung ist heute kein Thema mehr. Ich habe viel mit jüngeren und jungen Leuten zu tun, vor allem mit aka-

demisch gebildeten – und erschrecke ob ihrer kargen Allgemeinbildung immer wieder. Um breites Wissen, treffenden sprachlichen Ausdruck und reichen Wortschatz ist es in vielen Fällen schlecht bestellt.

Natürlich muss und kann man nicht alles wissen. Und Bildung erschöpft sich nicht im Wissen allein. Aber Wissen ist die Grundlage einer soliden Bildung. Und zwar nicht jenes Wissen, das wir aus dem Internet holen. Sondern angeeignetes, innerlich gelebtes und erlebtes Wissen. Wissen, das von Interesse und Anteilnahme an der Sache zeugt.

Wenn ich nicht weiss, wer Johann Sebastian Bach war, kann ich es in einer digitalen Enzyklopädie nachlesen. Einer der wichtigsten europäischen Komponisten, lebte von 1685 bis 1750. Schrieb viele geistliche Werke, war ein Meister der Fuge. So weit, so gut. Dieses rasch nachgelesene Wissen erwacht aber erst zum Leben, wenn ich bereits eine Ahnung davon habe, wie die Zeit, in der dieser Bach laut Wikipedia lebte, beschaffen war. Wie sich die Menschen kleideten, welche Sorgen sie hatten, was sie glaubten, in welcher gesellschaftlichen Ordnung sie sich bewegten, welcher Zeitgeist sie prägte. Weiss ich das alles nicht, bleibt der lexikalische Eintrag über Bach abstrakt.

Bildung ist verinnerlichtes Wissen, kombiniert mit der Gabe, vernetzt zu denken, also das Wissen in Querbezüge zu bringen. Zur Bildung kommt die berufliche Ausbil-

dung, die Spezialisierung auf ein bestimmtes Wissens- und Tätigkeitsfeld. Umfassende Bildung und profunde Ausbildung machen den kultivierten Generalisten aus, von denen es heute immer weniger gibt. Die Regel sind hoch spezialisierte Fachleute, die keine Ahnung vom Rest der Welt haben. Und auch nicht in der Lage sind, die Welt verständig und auf der Basis einer breiten Bildung mitzugestalten.

Das ist vielleicht auch der Grund, weshalb die Leute in den letzten Jahren so empfänglich für Ideologien geworden sind. Wer selber nicht mehr denken kann, lässt denken. Ideologien sind bequem: Sie erklären uns die komplexe Welt schlüssig, klipp und klar. Und sagen auch gleich, wie wir uns zu verhalten haben. Der Preis ist die Gesinnungsdiktatur; an die Stelle von Religion, Ethik und Diskurs tritt das Diktat der kompromisslosen Moral oder der bedingungslosen Erfolgstreue. Doch das stört unterdessen niemanden mehr. Es ist doch schön kuschelig, mit all den anderen Gleichgeschalteten am Lagerfeuer zu sitzen und den Rest der Welt zu verdammen.

Selberdenker sind in diesem dauerempörten Umfeld zur Mangelware geworden. Nicht zuletzt, weil im heutigen ökonomisierten Bildungssystem eine besondere Art der Bildung zu kurz kommt: die kulturelle Bildung, die vertiefte Auseinandersetzung mit Literatur, Musik, Theater, Malerei. Und mit Künstlerpersönlichkeiten, welche die europäische Geistesgeschichte geprägt haben. Gerade

die kulturelle Bildung ist es, die zum kreativen Handeln befähigt, zu Herangehensweisen, die ungewöhnlich, neu, überraschend, bestechend und elegant sind – so sehr, dass kein Computerprogramm, keine künstliche Intelligenz mithalten kann. Das ist menschliche Stärke im besten Sinn. Diese Art von Stärke hat die Menschheit während Tausenden von Jahren vorangebracht. Jetzt aber geht sie verloren.

Eine Gesellschaft, die nicht mehr Gebildete, sondern Fachidioten hervorbringt, ist dekadent.

Paragraf 11

Die Elixiere des Teufels

Krimis lese ich ab und zu, Thriller oft. Wobei ich viele der Bände, die mich nach einem ersten Blick auf Titel und Aufmachung schon mal interessieren, bereits nach der Lektüre des Klappentextes wieder ins Regal zurückstelle. Bücher mit offenkundig sadistischem Inhalt mag ich nicht lesen, und ihre Zahl ist bereits Legion.

In den letzten Jahren ist die Spannungsliteratur immer brutaler geworden. Ganz gewöhnliche Bösewichter, wie sie einst von Sherlock Holmes oder Lew Archer gejagt wurden, haben nur noch nostalgischen Wert. Heute muss es ein irrer Massenmörder sein. Erwachsene als Opfer vermögen den Appetit des Publikums nicht mehr zu reizen, es dürfen gerne auch mal Kinder sein. Zustechen, Schiessen, Würgen und Erschlagen sind nicht mehr die Methoden der Wahl. Zuerst werden die Opfer mit fast wissenschaftlicher Akribie sorgsam ausgewählt, dann bespitzelt und gestalkt, dann in Angst versetzt, dann in Panik getrieben, schliesslich gekidnappt und irgendwo in einer verlassenen Lagerhalle mit einer grässlichen, krankhaften, perversen Foltermethode möglichst langsam zu Tode gequält. Selbstverständlich wird dem geneigten Leser, der geneigten Leserin bis ins kleinste Detail geschildert, wie der Täter sein unheiliges Ritual gestaltet und wie das Opfer leidet.

Der Typus des pathologisch bösen, perversen und eiskalten Übeltäters hat sich in der Unterhaltungsliteratur der Gegenwart evolutionär durchgesetzt. Er ist das Destillat des Satanischen, das Konzentrat des Abgründigen. Und die Ermittler, die den Fürst der Finsternis in diesen Romanen jagen, sind selber kaputte Gestalten, gebeugt vom täglichen Frust, zerrieben von der Vergeblichkeit, gedemütigt vom Leben.

Eine Gesellschaft, der nur noch die kräftigsten Elixiere des Teufels gut genug sind, um sich literarisch zu unterhalten, ist übersättigt. Ist aber Sättigung nicht auch ein Anzeichen von Dekadenz?

Paragraf 12

Der Tanz um das gestürzte Denkmal

Noch steht die Bronzestatue des Mannes in Gehrock und barocker Allongeperücke auf dem Sockel, verschmiert mit Farbe und umgeben von einer riesigen Menge junger Menschen in Aufruhr. Mit langen Seilen zerren einige dieser Aktivisten die Statue nun vom Podest. Die Gestalt kippt nach vorn und plumpst schwer zu Boden. Kräftige Hände wälzen den Gestürzten über den Boden und hieven ihn auf die Mauer des Hafenbeckens von Bristol. Handys werden in Anschlag gebracht. Mehrere Männer geben der Statue einen kräftigen Stoss. Lauter Jubel ertönt, der bronzene Mann stürzt in die Fluten des Bristolkanals.

Dieser Vorgang, der im britischen Fernsehen ausgestrahlt wurde und auf YouTube noch immer zu sehen ist, hat seinen Anfang in «Black Lives Matter». Diese US-amerikanische Bürgerbewegung entstand 2013 unter dem Eindruck der Polizeigewalt gegen Afroamerikaner. Ihre Proteste erreichten weltweite Beachtung, als im Mai 2020 der unbewaffnete Schwarze George Floyd in Minneapolis von einem Polizeibeamten zu Tode gewürgt wurde.

Die Demonstrationen gegen diese schlimme Tat kann man nur gutheissen. Im selben Zusammenhang fand aber auch noch etwas anderes statt, das man nicht gutheissen kann: der fanatische Sturz von Denkmälern und eine er-

hitzte Denkmaldiskussion in Amerika und Europa. Moralisch erregte Massen gingen auf Kolumbusstatuen los und zerstörten sie, weil angeblich auch Kolumbus mitschuldig sei an Kolonialismus und Rassismus, also indirekt am Tod von George Floyd. Auf die Statue von General Johann August Sutter in der amerikanischen Stadt Sacramento wurde zuerst ein Farbanschlag verübt, dann wurde sie entfernt: Sutter, der schweizstämmige landwirtschaftliche Pionier und Gründervater des Staates Sacramento, hatte seinerzeit Sklaven gehalten (wie leider viele andere auch).

Damit nicht genug. In Bristol zelebrierten junge Aktivist*innen den eingangs geschilderten Sturz der Statue von Edward Colston. Dieser Kaufmann trat seinerzeit in seiner Heimatstadt als Philanthrop in Erscheinung und finanzierte Schulen, Kirchen, Kranken- und Armenhäuser. Sein Geld stammte – verwerflicherweise – zu einem grossen Teil aus dem Sklavenhandel. In Neuchâtel kam es zu einem Farbanschlag auf die Statue des Bankiers und Sklavenhändlers David de Pury und zu heftigen Diskussionen, ob man die Statue nicht gleich entfernen sollte. In Zürich wurde die Stadtpräsidentin Corinne Mauch von Journalisten gefragt, ob es jetzt nicht an der Zeit sei, die am Bahnhof prominent platzierte Statue des Politikers und Bahnunternehmers Alfred Eschers ebenfalls zu entfernen. Die Familie Escher hatte ihr Vermögen unter anderem mit einer Kaffeeplantage erworben, auf der Skla-

ven arbeiteten. In Bern erwog man, die René-Gardi-Strasse umzubenennen, weil die Werke des bekannten Schweizer Reiseschriftstellers angeblich dem «kolonialen Denken» verhaftet seien – und auch, weil er in jungen Jahren wegen Pädophilie verurteilt worden war. In Deutschland geriet sogar, kaum zu glauben, der moralisch eigentlich untadelige Philosoph Immanuel Kant ins Visier der Bilderstürmer und Denkmalstürzer.

Kandidaten für weitere Stürze gibt es zuhauf. Denn die meisten grossen Gestalten der Geschichte haben keine blütenreine Weste. Manche von ihnen waren in die Sklaverei und den Kolonialismus verstrickt, andere machten sich anderer Vergehen schuldig. Martin Luther war nicht nur ein mutiger Reformator, der die marode Kirche reinigte und sich unter Lebensgefahr mit dem mächtigsten Mann der damaligen Welt, dem Papst, anlegte; er hetzte leider auch gegen die Juden und die Bauern. Weg mit ihm. George Washington, der die britischen Kolonisten in Nordamerika in die staatliche Eigenständigkeit führte und erster Präsident der Vereinigten Staaten wurde, hielt Sklaven. Weg mit ihm. Richard Wagner war der Schöpfer grandioser Opern und Neuerer der europäischen Tonsprache, aber er war auch, zumindest in einer seiner Lebensphasen, Antisemit. Weg mit ihm. Man entferne seine Denkmäler und verbanne seine Werke von der Bühne. In der Schweiz könnte man auch die Statue der eher mythologischen denn historischen Figur Wilhelm Tell vom

Rathausplatz in Altdorf entfernen, denn der Freiheitskämpfer erschoss den österreichischen Tyrannen Gessler, war also offensichtlich ein Fremdenfeind.

Eine Zeit lang richtete sich die allgemeine Empörung in der Schweiz auch gegen all die Gaststätten, die «Zum Mohren» heissen. Alarm, Alarm! In den Ohren der politisch Korrekten tönte der «Mohren» beziehungsweise der Mohr mindestens so schlimm wie das N-Wort. Dabei gibt es keinen nachvollziehbaren Grund, Gasthöfe mit einem historischen Namen, der sich auf den heiligen Mauritius bezieht, umzubenennen. Aber klar, den Dauerempörten geht es nicht um nachvollziehbare Gründe, ihnen geht es bloss darum, ihren heiligen Zorn auszuleben. Das Werfen mit Pflastersteinen ist aus der Mode gekommen, jetzt versprüht man ätzende Besserwisserei. Der eine und andere Gasthofbesitzer ist dabei eingeknickt und hat sich für seinen «Mohren» einen neuen, unverdächtigen Namen ausgedacht.

Was soll das alles? Ist es den Bilderstürmern ernst damit, all jene Spuren ihrer Geschichte, die mit Ungehörigem, Amoralischem, Schlimmem oder auch nur Verdächtigem verbunden sind, nachhaltig vom Angesicht der Erde zu tilgen? Ich fürchte Ja. Genau danach steht ihnen der Sinn. Sie wollen ihre vermeintliche moralische Überlegenheit machtvoll demonstrieren und die Welt von allem reinigen, was ihren Überzeugungen zuwiderläuft. Dazu gehören auch die Fehler der Vergangenheit. Es ist

allerdings ein Irrtum zu glauben, man könnte sie ungeschehen machen. Da nützt auch der wildeste Bildersturm nichts.

Ich kann verstehen, dass man in russischen Städten Statuen von Marx, Lenin und Stalin entfernt hat. Im Namen dieser Männer ist seinerzeit ein System etabliert worden, unter dem Millionen von Menschen siebenzig Jahre lang gelitten haben. Nach der Wende 1989 wollte man die Symbole des alten Systems nicht mehr täglich sehen, das ist nachvollziehbar. Nicht nachvollziehbar ist jedoch, wenn sich Menschen, denen das historische Verständnis fehlt, systematisch an den Zeugnissen ihrer Geschichte vergreifen. Dass sie ihre Geschichte nicht mehr verstehen, ist schon schlimm genug. Dass sie die Geschichte aber vergessen machen oder nach ihrem Gusto umschreiben möchten, weil sie genau zu wissen glauben, wie sie hätte verlaufen sollen, ist inakzeptabel. Denn gerade diese Selbstherrlichkeit führt zu jener rigiden Intoleranz, die unsere Gesellschaft direkt in die Gesinnungsdiktatur führt.

Bei den Demonstranten und Bilderstürmern des Jahres 2020 handelt es sich zum grössten Teil um junge Menschen mit ihren Idealen und ihrem Feuer. In dieser Lebensphase ist die Welt natürlicherweise schwarz und weiss. Das historische Unverständnis dieser Leute wird aber bleiben, ihr volkerzieherisches Selbstverständnis ebenso. In diesem Sinn werden die Jungen von heute

einst die Welt von morgen gestalten, als Gesinnungstäter und ideologische Hardliner ohne Sinn für Andersdenkende.

Ehrlicher Weise muss man sagen, dass die Statue von Edward Colston schon bei ihrer Aufrichtung im Jahr 1895 umstritten war, und in den 1990er-Jahren flammte die Diskussion erneut auf. Dass sie nun abermals in den Fokus von Aktivisten geraten ist, liegt auf der Hand. Bei all den anderen Denkmälern ist die Sache aber komplizierter. Das kümmert die Bilderstürmer allerdings wenig, denn sie wissen nicht, was sie tun. Diese Leute zweifeln keine Sekunde daran, dass sie im moralischen Urteil künftiger Generationen bestens abschneiden werden. Entsprechend sind sie überzeugt, dass alle Generationen vor ihnen falsch gedacht und falsch gehandelt haben.

Tatsächlich ist in der Vergangenheit nicht immer alles gut gelaufen. Es ist sogar sehr viel sehr schlecht gelaufen. Wie heute übrigens auch. Vieles geschieht aus bösem Willen, aus Profitgier und Geltungssucht. Vieles ist aber auch der Zeit, der Epoche geschuldet, in der man lebt und wirkt. Man kann von einem Menschen nicht erwarten, dass er so denkt, wie man in 200 oder 300 Jahren denken wird.

Martin Luther zum Beispiel lebte, auch wenn er eine kraftvolle Persönlichkeit an der Schwelle zur Neuzeit war, in seiner Vorstellungswelt noch tief im Mittelalter. Die göttliche Legitimation der Fürstenherrschaft war für

ihn eine Realität, ebenso die volkstümliche Gestalt des Teufels und Hexenzauber. Ihm heute Vorwürfe für Ansichten zu machen, die er in seiner Zeit gar nicht anders haben konnte, zeugt von der Unfähigkeit, sich als beurteilende Person in Beziehung zu setzen zu anderen Menschen und anderen Zeiten. Man sieht sich selbst nicht als Kind seiner Zeit, sondern über die Zeiten erhaben, als kleiner Herrgott, als Mass aller Dinge.

Statuen und Denkmäler sind ein Stück Geschichte, ein Stück des geistigen und politischen Nährbodens, auf dem man selber gewachsen ist. Man kann die Geschichte nicht einfach umpflügen und entsorgen. Man kann sie aber erklären und einordnen. Deshalb gehört an jede Statue, an jedes Denkmal eine Plakette, auf der die Verdienste, aber auch die Irrtümer, Fehler und Vergehen der gewürdigten Person aufgeführt sind. Dies ist der richtige Umgang mit Geschichte. Er zeigt auf, dass unsere Vergangenheit und auch unsere Gegenwart von Menschen gestaltet wird, nicht von moralisch perfekten Maschinen. Und manchmal leider von Verbrechern. Ihnen sollte man gar nicht erst Denkmäler errichten. Aber das ist eine andere Geschichte.

Eine Gesellschaft, die sich kritisch mit ihrer Geschichte auseinandersetzt, ist gesund. Eine Gesellschaft aber, die in undifferenziertem Aktivismus ihre Geschichte zerstört, ist krank. Geschichts- und damit wurzelloses Dahintreiben im Strom der Zeiten ist dekadent.

Paragraf 13

Völker auf Wanderschaft

Die Menschheitsgeschichte ist geprägt von Wanderschaft. In mehreren Migrationswellen besiedelte der Mensch in Urzeiten von Afrika aus die Welt. Und wenn er auf andere Menschen stiess und in deren Territorium eindrang, kam es häufig zu Konflikten. Damals war die Welt allerdings noch so gross und die Menschheit so klein, dass man sich mit etwas gutem Willen problemlos aus dem Weg gehen konnte. Abgesehen davon hatten die Begegnungen auch ihr Gutes, sie brachten den Sippen genetische Auffrischung und den Austausch von technologischem Wissen.

Seit der neolithischen Revolution vor rund 12'000 Jahren hat sich die Welt verändert. An den privilegierten Siedlungsplätzen begannen sesshafte Populationen zu entstehen, die wuchsen und grosse Dörfer bauten. Aus den Dörfern wurden Städte, in den Städten entstanden Hochkulturen. Diese Stadtstaaten verwalteten ihre Ressourcen mit Beamten und verteidigten das Umland mit Soldaten. Grosse Gruppen von Fremden, die plötzlich vor den Toren der Stadt auftauchten, hatten in der Regel nichts Gutes zu bedeuten: Es waren fremde Armeen, die die Stadt erobern wollten. Das Misstrauen gegen Fremde, die in grösseren Scharen unterwegs sind, hat also tiefe Wurzeln.

Manchmal waren es nicht Krieger, sondern Flüchtlinge, die anklopften. Bereits die Bibel berichtet davon. Der Erzvater Jakob zog mit seinen Leuten nach Ägypten, als in seiner Heimat Kanaan eine Hungersnot ausbrach. In Ägypten wies man den Jakobsleuten Land zu. Sie blieben aber Fremde im fremden Land; wir finden sie im zweiten Buch Mose als Sklaven wieder, die für den ägyptischen Herrscher Ziegel brennen mussten. Irgendwann war es genug. Sie scharten sich um ihren Befreier Moses, verliessen Ägypten und zogen durch die Wüste, um unter der Führung ihres unsichtbaren Gottes in die alte Heimat zurückzukehren. Hier, in Kanaan, herrschte unterdessen nicht mehr Hunger. Es war vielmehr zur Traumdestination geworden, zum Land, «in dem Milch und Honig fliesen».

Natürlich war dieses wunderbare Land längst von anderen Menschen besiedelt. Deshalb mussten sich die Einwanderer wieder aneignen, was ihnen einst gehörte. Die Landnahme verlief gemäss der Bibel nicht immer friedlich; von allerlei Schlachten, Eroberungen und Massentötungen ist hier die Rede. Die einstigen Flüchtlinge waren zu kriegserprobten Eroberern geworden.

Die Archäologie bestätigt dieses rabiate Vorgehen jedoch nur bedingt: Die Landnahme scheint zum kleineren Teil kriegerisch und zum grösseren Teil friedlich erfolgt zu sein. Für die Kanaaniter bedeutete es aber so oder so einen Verlust ihrer Souveränität und Identität.

Weitere, historisch besser fassbare Migrationsgeschichten gibt es zuhauf. Im Zuge solcher Vorgänge zerfiel auch schon ein ganzes Imperium: Die Völkerwanderung zwischen den Jahren 350 und 550 nach Christus war ursprünglich kein Eroberungszug, sondern eine Fluchtbewegung germanischer Völker aus ihren ursprünglichen Siedlungsräumen im Osten Europas. Eine Verschlechterung des Klimas und militärischer Druck von Reitervölkern aus den Steppen Asiens machten ihnen das Leben in ihrer ursprünglichen Heimat schwer. In grossen Zügen, in denen oft ganze Stämme und Völker unterwegs waren, wanderten sie durch die Lande und drangen nach und nach in Regionen des römischen Reiches ein, teils auf Einladung der Römer, die sich germanische Wehrbauern als Bollwerk gegen andere Germanen wünschten, teils mit Feuer und Schwert.

Das ganze weströmische Imperium zwischen der Adria und dem Atlantik, zwischen der Nordsee und dem Mittelmeer geriet mit der Zeit in germanische Hand. 476 musste der letzte Kaiser von Westrom abdanken. Nach einer Ausmarchung unter den germanischen Völkern, bei der die Franken obsiegten, begann um 600 herum in Mitteleuropa eine neue Ära: die Ära des Mittelalters und seiner deutschen Könige und Kaiser.

Noch präsenter im historischen Gedächtnis, weil bedeutend näher an unserer Zeit, ist die grosse Migrationsbewegung von Europa nach Amerika im 18. und 19. Jahr-

hundert. Diese in Wellen verlaufende Auswanderung war zum einen Teil eine Angelegenheit von bewaffneten Geschäftemachern und Ausbeutern, zum anderen Teil von friedlichen Glaubensflüchtlingen und verarmten Menschen, die sich eine neue Existenz aufbauen wollten.

Entsprechend ging die Landnahme durch die weissen Siedler in den Anfängen meist friedlich vonstatten. Das Land war riesig, es hatte noch Platz. Ureinwohner und Ankömmlinge knüpften Kontakte, tauschten sich aus, trieben miteinander Handel. Doch dann lief die Sache aus dem Ruder. Die Weissen bekamen die Überhand, beanspruchten immer mehr Land als ihren Besitz, verdrängten die Ureinwohner. Es kam zu Konflikten und regelrechten Kriegen, in deren Verlauf die Ureinwohner dezimiert, umerzogen und in Reservate gesteckt wurden. Das Schicksal der indigenen Völker Nordamerikas ist bekannt. Ihnen ist die Migration der Europäer – unsere Migration – nicht gut bekommen.

Bei alledem gab es auch Flucht- und Migrationsgeschichten mit gutem Ausgang. Die Hugenotten, wie man in Frankreich die Protestanten nannte, wurden ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in ihrer Heimat massiv verfolgt. Sie flohen in protestantisch dominierte europäische Länder, auch in die reformierten Schweizer Kantone. Hier gliederten sich die der ansässigen Bevölkerung kulturell nahestehenden Hugenotten bestens ein und trugen mit ihrem Fleiss und ihrem technischen Know-

how zur wirtschaftlichen Prosperität der neuen Heimat bei. An ihren französischen Namen sind die Familien mit hugenottischen Wurzeln in der Schweiz und in Deutschland noch heute zu erkennen.

Wieder sind Völker auf Wanderschaft. Menschen aus Afrika und dem Mittleren Osten verlassen ihre Heimat wegen Krieg, Gewalt, Armut und schlechten beruflichen Perspektiven. Flucht und ökonomisch bedingte Migration vermischen sich, werden eins. Flüchtlinge sind Migranten und umgekehrt. Unter ihnen befinden sich auch Einzelne, die sich weder in Sicherheit bringen noch arbeiten wollen, sondern vorhaben, fremde Sozialsysteme auszunutzen. Sie sind vermutlich eine kleine Minderheit.

Die Migranten kommen auf dem Landweg, und sie kommen in Booten über das Mittelmeer. Viele Menschen, seit einigen Jahren. Sie kommen nicht als Gäste auf Zeit. Sie kommen, um zu bleiben. Oft sind es junge Männer, aber auch ganze Familien mit zum Teil noch kleinen Kindern. Sie wollen nach Europa, und europäische Länder nehmen sie auf, Deutschland, Frankreich, Schweden, Österreich, Italien, die Schweiz und andere. Viele Ankömmlinge, deren Asylantrag abgewiesen wird, bleiben trotzdem – sie tauchen einfach unter.

Viele Menschen in Europa beobachten diese Entwicklung mit Sorge. Unter den Besorgten befinden sich nicht nur Rassisten und Fremdenfeinde. Auch ich bin weder Rassist noch Fremdenfeind. Dass Menschen verfolgt, ver-

trieben und getötet werden, Hunger leiden und in ihrem Land keine Zukunft mehr sehen, ist tragisch. Einzelschicksale berühren und wecken unsere Bereitschaft zu helfen, ohne Eigennutz und Hintergedanken. So soll es sein.

Das Einzelschicksal oder das Schicksal kleinerer Gruppen ist überschaubar. Gegenwärtig haben wir es aber mit grossen Regionen zu tun, die sich entleeren, mit einer Landflucht gigantischen Ausmasses, mit einer neuen Völkerwanderung. Allein in Afrika gibt es Millionen, die sich vorab aus ökonomischen Gründen auf den Weg machen oder daran denken, sich auf den Weg zu machen. Wir stehen erst am Anfang.

Deshalb ist Besorgnis angebracht, und deshalb ist die Strategie, den Wirtschaftsmigranten mit allem Nachdruck in ihren Herkunftsländern zu helfen, so dass sie in ihrer Heimat Perspektiven sehen und nicht mehr auszuwandern brauchen, der einzig nachhaltige Weg. Alles andere wäre blauäugig. Denn die Migranten, auch wenn ihre Motive nachvollziehbar sind, wandern in einen der dichtest besiedelten Kontinente ein. Europa, besonders Mitteleuropa, ist bereits proppenvoll. Eigentlich sind wir hier schon zu viele. Und jetzt kommen noch mehr. Viel mehr. Menschen aus anderen Kulturen, die sich nicht von einem Tag auf den anderen integrieren lassen. Vielleicht wollen sie sich auch gar nicht integrieren lassen? Dafür gibt es Anzeichen. Die aktuelle globale Migration

bringt Probleme und wird leider in einem Konflikt enden, dessen Ausmass wir uns noch gar nicht vorstellen können.

Was mich in diesem Zusammenhang befremdet, ist die Begeisterung, ja Euphorie, die vor allem jüngere, urbane und linke Europäer angesichts der grossen und andauernden Einwanderung erfasst. Dieses Phänomen hat nichts mehr mit Empathie und Solidarität zu tun, sondern mit einem ideologischen Rausch. Wer Refugees Welcome! schreit und dazu Fähnchen schwenkt, wer eine bedingungslose Willkommenskultur fordert, Staatsgrenzen im Namen einer ungesteuerten Migration niederreissen will und in jedem Fremden reflexartig einen Heilsbringer sieht, ist im Grunde ein Heuchler. Es sei denn, er sei wirklich, wahrhaftig und im tiefsten Inneren davon überzeugt, dass sich alle Probleme dieser Welt lösen lassen, indem man den Rest der Welt nach Europa holt. Das kaufe ich aber keinem ab. Oder höchstens Einzelnen.

Weshalb aber das kollektive Hurragebrüll angesichts eines Migrationsgeschehens, das vor allem problematisch ist? Weshalb diese euphorische Willkommensheuchelei in linksurbanen Kreisen? Ich denke, es ist der schmerzliche und emotionale Ausdruck eines Verlusts. Die eigene Kultur ist verloren gegangen, die eigene Geschichte, der eigene Glaube, das eigene Brauchtum. All das hat man zu lange gering geschätzt, ja verachtet und sogar bekämpft. Sehnsüchtig wünscht man sich in Europa das Eigene nun

zurück, ein Stück Identität, ein Stück geistige Heimat – aber findet von alledem nichts mehr. Es ist bereits versunken in der Ödnis einer grossstädtischen, konsumistischen und globalisierten Einheitskultur.

Deshalb blickt man mit Neid und Bewunderung auf die Menschen aus dem arabischen Kulturkreis und aus Afrika. Sie haben noch eine Identität und einen Glauben, auch Traditionen, die sie mit Stolz pflegen. Davon möchte man sich ein Stück abschneiden. Ein möglichst grosses Stück. Flüchtlinge willkommen, neue Identität willkommen. Wir selber haben verlernt, wer wir sind.

Eine Gesellschaft, die ihre kulturelle Identität verloren hat und sie nun verzweifelt im Fremden sucht, ist dekadent.

Paragraf 14

Die Abschaffung des Menschen

«Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.» Diese Verse aus Psalm 90 zeigen: Des Menschen Leben definiert sich im Kern über die Arbeit. Diese Arbeit bereitet Mühe, ist aber auch köstlich. Zu biblischen Zeiten war damit fast durchwegs die Mühe des Ackerwerks gemeint, schweisstreibende Arbeit, die Beharrlichkeit, Zähigkeit und Muskelkraft erforderte, die aber auch handfeste, sichtbare, essbare Frucht brachte.

Mit dem Aufkommen von Verwaltungsapparaten an den Königshöfen und in den Städten entwickelten sich nach und nach auch Berufe, bei denen vor allem intellektuelle Fähigkeiten gefragt waren: Die Beamten mussten schriftkundig sein, rechnen können und über ihr Fachgebiet hinaus eine breite Allgemeinbildung vorweisen. Noch bis weit ins industrielle Zeitalter hinein blieb der Begriff der Arbeit aber mit Körpereinsatz und Muskelkraft verbunden.

Diese Zeiten sind vorbei. Die westlichen Gesellschaften sind Dienstleistungsgesellschaften geworden. Der arbeitende Mann und die arbeitende Frau verdienen sich ihren Unterhalt am Computertisch und am Telefon. Damit die Muskeln bei der sitzenden Tätigkeit nicht verküm-

mern, werden sie am Feierabend im Fitnessstudio mit Apparaten systematisch geschmeidigt und gestärkt.

Sitzende Arbeit ist Kopfarbeit. Wer es hier zu etwas bringen will, muss gescheit sein. Eine gute Schule allein reicht nicht aus, es braucht angeborene kognitive Intelligenz. Was aber, wenn ein Junge oder ein Mädchen kein geistiges Wunderkind, dafür aber praktisch veranlagt ist, später einmal anpacken möchte, mit vollem Einsatz des Körpers und der Muskeln? Dann wird es schwierig. Entsprechende Berufe werden immer seltener, und wenn es sie noch gibt, muss der, der sie ausüben will, eine qualifizierte Ausbildung vorweisen, zu der er fast nur noch mit Abitur Zugang hat. Ein Teil unserer Mitmenschen fällt somit durch das Raster und landet zunehmend in Arbeitslosigkeit, Depression, Alkoholismus und Randständigkeit.

Damit nicht genug. Die fortschreitende Digitalisierung sorgt dafür, dass Tätigkeiten, deren Verrichtung vordem mit Körpereinsatz oder doch zumindest mit menschlicher Präsenz verbunden war, selbstgesteuert und selbstkontrolliert erfolgen. Einst von Menschen bediente Maschinen und Geräte bedienen sich immer öfter selbst. Roboter montieren, schrauben, schweissen und operieren. Autos brauchen bald einmal keine Fahrer mehr, Läden kein Personal, Verwaltungen keine Beamten. Der Mechaniker, die Chirurgin, der Chauffeur, die Verkäuferin und der Finanzfachmann werden überflüssig.

Im Zuge dieser Entwicklung gibt es für den arbeitenden Menschen drei Optionen. Option eins: Er wird Programmierer oder Hardware-Ingenieur, denn diese Berufe sind als einzige noch gefragt. Hat er dazu kein Talent, kommt Option zwei zum Tragen: Er wird zum reinen Konsumenten, finanziert von der staatlichen Wohlfahrt. Es sei denn, er entscheide sich für Option drei und verbessere seine kognitiven Fähigkeiten, indem er sich Implantate ins Gehirn pflanzen lässt. Hierzu sind die technischen Möglichkeiten zwar noch nicht ausgereift, aber sie werden es bald sein. Die Forschung läuft auch Hochtouren, und die Hemmschelle, den eigenen Körper mit irgendwelchen Chips aufzurüsten, sinkt bei den jungen Menschen immer mehr.

Bereits hat sich in diesem Geist eine neue Bewegung, ja eine neue Religion herausgebildet, mitsamt ihren Gurus und ihren Jüngern: der Transhumanismus, der darauf abzielt, den Menschen technologisch zu verändern, umzubauen, zu perfektionieren und seine Fähigkeiten ins Unermessliche zu steigern, bis aus dem Menschen ein Übermensch geworden ist, neu geboren aus Aluminium und Silizium ohne jede Ähnlichkeit mit dem Menschen, der er einmal war.

Ray Kurzweil, Elon Musk und Google heissen die Priester des Transhumanismus. In seinem zur Jahrtausendwende erschienenen Buch «Homo s@piens» entwirft Kurzweil die Vision eines Menschen, der seine Identität

mittels Hirnscan auf einen Datensatz überträgt, seine leibliche Hülle abstreift und fortan als unsterbliches und körperloses Wesen selig durch das weltweite Netz gongelt, mit anderen Daten interagiert und kommuniziert und sich im Übrigen vor keiner Krankheit mehr zu fürchten braucht. Ausser vor Computerviren.

Was uns Menschen im mittleren und vorrückenden Alter vorkommt wie die Horrorvision eines Sciencefiction-Autors, stösst bei jungen und urbanen Menschen zum Teil bereits auf Zustimmung – manchmal auch bei technikaffinen Senioren, die in ihrer Angst vor dem Sterben nach jedem Strohalm greifen, der sie allenfalls vor dem Unausweichlichen retten könnte. Der Garten Eden der Transhumanisten ist das höllische Paradies der technischen Machbarkeit. Die Transhumanisten sehen es natürlich anders: Gemäss ihrer Lehre wird der Mensch technologisch überführt in den Zustand der Vollkommenheit.

Nun aber ist der Mensch grundsätzlich nicht vollkommen. Er ist nicht so geschaffen worden. Vollkommenheit widerspricht seiner Natur. Was aber wäre ein Mensch, der sich selbst zu einem Wesen transformiert, das alles kann, alles weiss, alles durchdringt, alles beherrscht und ewig lebt? Eine Ungeheuerlichkeit. Eine monströse Maschine. Ein unseliger Geist. Ein Nichtmensch, ein Unmensch. Wie heisst es schon in der Bibel, einem der weisesten Bücher der Menschheit? «Und Gott der Herr

sprach: Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiss, was gut und böse ist. Nun aber, dass er nur nicht ausstrecke seine Hand und nehme auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich!» Dass der Mensch nach der Frucht der Erkenntnis griff, machte ihn menschlich. Der Griff nach der Frucht des Lebens hätte ihn göttlich gemacht, aber das stand und steht ihm nicht zu. Ein Grashalm kann nicht in den Himmel wachsen, es muss dabei unweigerlich einknicken.

Wenigstens wird der Halm von der Erde aufgefangen. Der transhumanistische Wundermensch jedoch würde ins Bodenlose fallen. Das weltweite Netz würde ihn nicht auffangen. Lassen wir die Finger von solch unseligen Träumereien. Sie entspringen einem alten Laster der Menschheit, der Hybris.

Der fatale Sog des Transhumanismus wird aber von Jahr zu Jahr stärker. Der Boden ist bereitet. Eine unheilige Allianz von linken Ideologen und neoliberalen Technologen treibt die Kastration des Menschen, die Gleichschaltung des Denkens, den Konsumismus und die Digitalisierung voran. Dies geschieht unter dem Einfluss eines dekadenten Zeitgeists, der stets das Gute will und stets das Böse schafft. Findet die Gesellschaft nicht eines Tages die Kraft, sich wieder dem Menschlichen mit all seinen Unzulänglichkeiten und Unvollkommenheiten zuzuwenden, wird es böse enden.

Schlusswort

Zum Schluss möchte ich festhalten, dass ich kein konservativer Hardliner bin. Was nach der Lektüre dieser Schrift vermutlich viele Leserinnen und Leser überrascht. Und doch ist es so. Mir ist fantasielose und verbiesterte Linientreue zuwider. Je nach Thema habe ich mich auch schon mit linken Anliegen identifiziert.

Lese ich aber einmal mehr irgendwo in einem Zeitungskommentar, wie kalt es doch in der «Festung Europa» geworden sei und wie sehr der Rechtspopulismus um sich greife, werde ich grantig. Denn mit solchen Anwürfen bin auch ich gemeint, und ich verstehe mich weder als kalt noch als rechtspopulistisch. Ich erlaube mir nur, eine realistische Sicht der Dinge einzunehmen. Und lasse mich dabei sehr ungern nach rechtsausen abdrängen, wohin ich definitiv nicht gehöre. Sehe ich mich aber doch abgedrängt, muss ich mit deutlicheren und schärferen Argumenten reagieren, als mir eigentlich lieb ist. Ich behaupte: Konservative Ansichten – und leider auch populistische Exzesse – sind heute eine Reaktion auf die utopischen Entwürfe einer lebensfremd gewordenen linksideologischen und technikversessenen Gesellschaft.

Obwohl ich mich gut in andere Denkweisen hineinversetzen kann und meine politischen Ansichten daher alles andere als gefestigt sind, bin ich in der Grundstimmung seit einigen Jahren bürgerlich und konservativ. Nicht,

weil ich als ehemaliger Mann der Mitte aktiv nach rechts gerutscht wäre. Sondern, weil die Welt um mich herum auf irrationale und unduldsame Art immer linker wird. Wenn ich mich umsehe, finde ich mich zusammen mit vielen ehemaligen Liberalen auf der konservativen Seite wieder. Ich möchte die Deutungshoheit über unsere Gesellschaft nicht widerspruchslos einem moralisch überhitzten und herrschaftlich auftretenden Neosozialismus überlassen, aber auch nicht einem ausbeuterischen und herzlosen Neoliberalismus. Deshalb widerspreche ich. Im Namen der Meinungsvielfalt und Meinungsfreiheit. Diskutieren wir es wieder aus, wie wir es früher taten – und gehen wir nachher ein Bier trinken.